Landtag
Nordrhein-Westfalen
17. Wahlperiode

Enquetekommission
EKPr 17/30
01.02.2021

Enquetekommission IV

10. Sitzung (öffentlicher Teil)[1]

1. Februar 2021

Düsseldorf – Haus des Landtags

13:30 Uhr bis 16:05 Uhr

Vorsitz: Dr. Martin Vincentz (AfD)

Protokoll: Sitzungsdokumentarischer Dienst

Verhandlungspunkt:

1 Gesellschaftliche Teilhabe, Partizipation und bürgerliches Engagement **3**
(Präsentation Prof. Dr. Ursula Weber s. Anlage 2)

– Anhörung von Sachverständigen *(s. Anlage 1)*

* * *

[1] nichtöffentlicher Teil mit den TOPs 2 bis 4 siehe nöEKPr 17/102

1 Gesellschaftliche Teilhabe, Partizipation und bürgerliches Engagement

– Anhörung von Sachverständigen *(s. Anlage 1)*

Vorsitzender Dr. Martin Vincentz: Meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich heiße Sie alle herzlich zur 10. Sitzung der Enquetekommission IV willkommen und begrüße zu unserer heutigen Sitzung die Mitglieder der Kommission, die anwesenden internen Sachverständigen und alle, die uns elektronisch zugeschaltet sind, unsere sachverständigen Gäste – sowohl persönlich anwesend als auch per Videoschaltung – sowie die wissenschaftlichen Referentinnen und Referenten.

Die Einladung zur heutigen Sitzung ist Ihnen mit der Nr. E 17/1670 – Neudruck – zugegangen.

Da mir keine Änderungs- bzw. Ergänzungswünsche zur Tagesordnung vorliegen, können wir auch direkt miteinander in die Tagesordnung eintreten.

Wir beginnen wieder mit dem öffentlichen Teil und damit mit der Anhörung von Sachverständigen zum Thema „Gesellschaftliche Teilhabe, Partizipation und bürgerliches Engagement“.

Sehr geehrte Sachverständige, im Namen der Enquetekommission möchte ich Ihnen an dieser Stelle schon einmal meinen ausdrücklichen Dank für Ihre heutige Teilnahme und für die von Ihnen vorab bereitgestellten Stellungnahmen aussprechen.

Bevor wir mit der Anhörung beginnen, darf ich darauf hinweisen, dass es bei uns immer die Möglichkeit von ca. fünfminütigen Eingangsstatements gibt. Das heißt, dass vor der eigentlichen Fragerunde jeder Sachverständige die Gelegenheit hat, seine Kernpunkte in fünf Minuten noch einmal wiederzugeben. Danach können die Mitglieder der Kommission und die internen Sachverständigen dann Rückfragen stellen. Gerne – das wollen wir so auch etablieren – ist es aber auch den Sachverständigen möglich, sich untereinander auszutauschen.

Ich bedanke mich erst einmal für die Aufmerksamkeit und bitte die Sachverständigen nun um ihre Eingangsstatements.

Susanne Budkova (AWO Köln): Guten Tag! Ich bin Leiterin des Büros für Bürgerengagement der AWO Köln. Wir sind eine von sechs Vermittlungsagenturen in Köln, die Kölner Bürgerinnen und Bürger zum bürgerschaftlichen Engagement beraten. Das heißt: Wir informieren, wir beraten, wir vermitteln. Wir sind in Trägerschaft der AWO. Wir vermitteln sowohl verbandsintern als auch verbandsübergreifend.

Die Motivation der Menschen, die auf uns zukommen, ist, dass sie etwas Gutes tun möchten, dass sie helfen möchten, dass sie zu viel Zeit haben und diese sinnvoll einsetzen wollen.

Gerade jetzt in Zeiten von Corona wird deutlich, dass sich sehr viel mehr Menschen melden und sagen: Uns fällt die Decke auf den Kopf; wir wollen wieder etwas Sinnvolles machen; wir haben zu viel Zeit. – Das ist eine Auswirkung von Corona, die die Gesamtbevölkerung betrifft.

Wir haben aber auch Personengruppen, die von sozialer Isolation oder Einsamkeit bedroht sind. Für sie kann das bürgerschaftliche Engagement durchaus eine Kompensation für geringe soziale Kontakte sein. Das bürgerschaftliche Engagement kann Beziehungen oder auch soziale Strukturen bzw. Systeme ausbauen und Menschen, die sich sozial einsam fühlen, dann entsprechend dazu bewegen, dass sie teilhaben, die Gesellschaft mitzugestalten.

Als Büro für Bürgerengagement sehen wir folgendes Problem: Auf uns kommen Menschen zu, die schon entsprechende Ressourcen haben, die intrinsisch motiviert sind und die wissen, wie sie ihr Engagement entsprechend einsetzen können oder bereits eine Idee davon haben. Das bedeutet gleichzeitig, dass wir die Menschen, die diese Ideen nicht haben oder die vielleicht eher von sozialer Einsamkeit bedroht sind, bisher nicht so gut erreichen.

Auffällig ist auch, dass es sich bei den Menschen, die wir erreichen, um Menschen aus höheren Bildungsschichten handelt. Das bedeutet für uns, dass wir gerade die Menschen, die bei uns noch nicht ankommen, erreichen sollten, und zwar durch veränderte Zugänge, durch neue passende Ansprachen, dadurch, dass Barrieren ins Ehrenamt abgebaut werden, und dadurch, dass das Ehrenamt oder das Engagement jedes Menschen gesellschaftlich und politisch mehr Anerkennung findet.

Vor diesem Hintergrund muss den Menschen verdeutlicht werden, dass jeder Mensch – unabhängig davon, welche zeitlichen Ressourcen er hat, welche Expertise er mitbringt und in welchem sozialen Geflecht er sich aufhält – einen Beitrag leisten kann. Dafür müssen Akteur*innen und Menschen Projekte und Initiativen kennen, die vor Ort bei den Menschen sind, also im Lebensraum oder in der Lebenswelt der Menschen, die eventuell dann auch von Einsamkeit bedroht sind. Die Menschen müssen genau darüber informiert sein, was es für ehrenamtliche Möglichkeiten gibt und wie ein Einstieg, auch ein möglichst barrierearmer Einstieg, gelingen kann. Entsprechend müssen die Akteur*innen selber informieren oder dann zu Beratungsstellen für ehrenamtliches Engagement, wie wir zum Beispiel auch eine sind, weitervermitteln.

Das bedeutet gleichzeitig, dass es neben dem traditionellen Ehrenamt auch neue Formen von Engagement geben muss, beispielsweise projektbezogene Ehrenämter, die sich an aktuellen gesellschaftlichen Trends orientieren. Schöne Beispiele sind hier die Nachbarschaftshilfen, die wegen Corona entstanden sind, die Willkommensinitiativen, die sich zur Geflüchtetenarbeit gegründet haben, oder „Fridays for Future“, das in Sachen „Naturschutz“ aktiv wurde. In diesem Rahmen tun sich in der Stadt oder auch im Veedel Menschen zusammen und schaffen etwas Gemeinsames. Aber auch da stellen wir fest, dass es dann schnell wieder Barrieren gibt oder nur eine geringe Anerkennung erfolgt. Bestenfalls sollten die Barrieren reduziert und die Anerkennung vergrößert werden.

Im Zusammenhang mit Corona ist digitales Engagement jetzt sehr in den Vordergrund gerückt. Wir stellen fest, dass diese neue Form von Teilhabe gerade auch die Menschen erreichen kann, die zum Beispiel Kontaktschwierigkeiten haben. Trotzdem werden auch viele Menschen durch digitale Medien abgehängt, weil die Zugänge und das Wissen um digitale Medien nicht vorhanden sind. Deshalb ist für uns ganz klar, dass

digitales Engagement eine Ergänzung sein kann, aber kein Ersatz für Begegnungen sein wird. – So viel als mein Fünfminutenstatement.

Daisy Gräfin von Bernstorff (Malteser Hilfedienst): Guten Tag in die Runde! Ich freue mich, dass wir als Malteser Hilfsdienst die Chance haben, uns hier vorzustellen. – Zum Malteser Hilfsdienst habe ich in meiner Stellungnahme schon einiges ausgeführt. Daher möchte ich jetzt vor allem auf die verschiedenen Fragen, die in dem interessanten Fragenkatalog gestellt wurden, eingehen.

Beginnen möchte ich mit folgendem Punkt: Wie sind Teilhabe, Partizipation und Engagement in Deutschland strukturell aufgebaut und organisiert? – Wir müssen natürlich feststellen, dass Einsamkeit ganz unterschiedliche Phasen hat und nicht über einen Kamm geschert werden darf. Insofern bedarf es präventiver, reaktiver und reintegrierender Hilfe, unabhängig von den Phasen der Einsamkeit. Es ist gut, wenn Organisationen für alle Phasen Angebote haben und diese auch vom Staat oder vom Land besonders gefördert werden.

Was reintegrierende Hilfe bei den chronisch Einsamen angeht, ist das schwierigste Problem, die Zugangswege zu allein lebenden hochaltrigen Menschen zu finden. Im Rahmen unseres Projektes „Miteinander – Füreinander“ sammeln wir entsprechende Erfahrungen. Dabei legen wir den Fokus auf den Austausch mit anderen Hilfsorganisationen und Sozialämtern, um im Rahmen dieser Vernetzung die Zugangswege zu diesen einsamen Personen bestens auszunutzen.

Dazu werden wir gerne mit Ihnen im Kontakt bleiben. Wir haben hier wirklich sehr viel Erfahrung. In den nächsten drei Jahren wollen wir ganz speziell die zahlreichen Dienste, die wir schon seit vielen Jahren implementiert haben, noch ausbauen. Da wird natürlich auch eine Evaluierung stattfinden. Das heißt, dass wir anschließend auch sehr gute Daten haben, auf die wir uns beziehen können. Damit kann Ihnen als Kommission und ganz grundsätzlich bei der Untersuchung, wie Einsamkeit am besten reduziert werden kann, dann geholfen werden.

Wir haben das Projekt so aufgebaut, dass es immer auf zwei Füßen steht. Denn wir als Ehrenamtsorganisation mit unseren 50.000 ehrenamtlichen, aber auch 30.000 hauptamtlichen Mitarbeitern nehmen stets eine sehr gute Tandemfunktion wahr. Das heißt: Das Projekt „Miteinander – Füreinander“ wird vom Bund für drei Jahre finanziert; aber wir wollen von vornherein klarmachen, dass es nicht nur diese drei Jahre stattfinden soll, sondern über ehrenamtliches Engagement auch nachhaltig weitergeführt werden soll.

Außerdem möchte ich folgenden Punkt aus Ihrem Fragenkatalog ansprechen: Was sind die Voraussetzungen für gesellschaftliche Teilhabe und Partizipation? Wie kann man den Zugang zu diesen Gütern verbessern? – Aufgrund unserer langen Erfahrung sind wir davon überzeugt, dass innerhalb der Organisationen eine Tradition des Willkommens notwendig ist. Wir brauchen die Expertise, damit den Menschen eine sinnvolle Aufgabe gegeben wird. Eine Möglichkeit ist ja, einem einsamen Menschen einen Telefonhörer in die Hand zu drücken und ihn einen Telefonbesuchsdienst machen zu lassen. Zum Beispiel damit kann er über unser Angebot eine durchaus sinnvolle

Aufgabe finden, auch wenn er zu alt oder möglicherweise zu krank ist, um vor die Tür zu gehen.

Wir müssen dieses Gefühl des Gebraucht-Seins durch Werbung, Würdigung und Wertschätzung kommunizieren. Da denke ich beispielsweise an unterschiedliche Kampagnen, die auch so ein stilles Ehrenamt würdigen und darauf Bezug nehmen. In Ihrem Fragenkatalog haben Sie sich in diesem Zusammenhang auch nach Best-Practice-Beispielen erkundigt. Ich könnte Ihnen 50 Best-Practice-Beispiele von Dingen liefern, die wir schon seit vielen Jahren implementiert haben. Kommen Sie also bitte auf uns zu.

Zusätzlich müssen wir auch feststellen, dass das koordinierende Hauptamt für nachhaltiges Ehrenamt wahnsinnig wichtig ist. Die Ehrenamtlichen müssen nämlich für ihre Einsätze ausgebildet werden. Sie brauchen Supervision. Sie benötigen einen Ansprechpartner, ob es nun um den Telefonbesuchsdienst geht oder um einen Besuchs- und Begleitdienst. Sie müssen angemessen supervidiert werden und müssen irgendwo auch Antworten auf ihre Fragen finden.

Ganz generell braucht das bürgerschaftliche Engagement auch teilweise die Finanzierung dieser hauptamtlichen Stellen. Die Strukturkosten wachsen in Ehrenamtsorganisationen ins Unermessliche, zumal nicht jeder Ehrenamtliche, der bei uns tätig ist, so viel Lust auf Dokumentation und den ganzen Schreibkram hat.

Das Wichtigste in einer ehrenamtlichen Arbeit ist – davon kann ich selber über lange Jahre berichten –, dass es einfach Spaß macht. Wir müssen unterschiedliche Zielgruppen ausbilden – aber nicht nur ausbilden in dem Sinn, dass sie lernen, was sie tun können, sondern ihnen auch einen Purpose geben, einen Sinn geben. Und es muss ihnen trotzdem Spaß machen. Dazu braucht es sehr viele Überlegungen und sehr viele gedankliche Modelle.

Bei uns ist es immer ein gutes Erfolgsrezept gewesen, die Ehrenamtlichen dabei selbst einzubeziehen. Wir haben zum Beispiel ein wunderbares Projekt, bei dem es darum geht, Jugendliche in Hospizarbeit einzubinden. Wir geben den Jugendlichen die Möglichkeit, die entsprechenden Schulungen mit uns zu entwickeln, damit sie in ihrem Ehrenamt auch Freude haben. Denn dann ist das Ganze sowohl für sie selbst als auch für diejenigen, die sie betreuen – das sind meistens sterbende Jugendliche –, einfach noch schöner.

Das Thema „Prävention“ habe ich vorhin schon einmal angesprochen. Meines Erachtens sollten wir von vornherein die unterschiedlichen Phasen der Einsamkeit betrachten und uns schon einmal präventiv darüber Gedanken machen, wann man einsam ist. Häufig ist es ja so, dass jemand, der sich aus dem Berufsleben zurückzieht, dann auch eine gewisse Leere um sich herum spürt, weil seine ganzen beruflichen Kontakte abbrechen. Zum Beispiel für diese Phase kann man schon ganz klar vorarbeiten, indem man gerade für die Zeit des Rentenalters sehr gute Projekte anbietet.

Ich würde Ihnen gerne noch ganz viel sagen. Aber ich habe meine Redezeit ohnehin, befürchte ich, schon überschritten. Deshalb nur noch ein ganz kleiner Punkt: Wie kann gesellschaftliche Teilhabe im digitalen Raum aussehen? – Man kann Sprechstunden für Computerhilfe machen. Man kann Kurse mit Laptops im Altersheim geben. Man

kann Tandems bilden und Jugendliche zu Senioren schicken. Man kann also unglaublich viel machen, damit der digitale Raum sich auch für Senioren eröffnet. – Vielen Dank.

Thomas Elsen: Ich kann nicht mit so großen Organisationen aufwarten, sondern nur mit mir selbst und einigen Leuten, die jetzt ein Projekt angestoßen haben. Ich bin seit 35 Jahren Psychologischer Psychotherapeut und in Kempen am Niederrhein tätig. Innerhalb der Praxis liegen meine Schwerpunkte auf Depression, Angststörung, Lebenskrisenbewältigung, Partnerschaft etc. Außerdem bin ich von Kindesbeinen an mit einem schwerbehinderten Bruder beschäftigt und jetzt sein gesetzlicher Betreuer. Daher bin ich beruflich und privat häufig mit dem Thema insgesamt konfrontiert.

Zusätzlich zu meinen schriftlichen Ausführungen, die ich übermittelt habe, möchte ich vorweg noch einige Dinge ansprechen. Neben dem Hinweis, dass das eigentliche Thema „Einsamkeit“ als Gefühl zum Anzeigen eines Missstandes ja durch die Natur mitgegeben wurde, möchte ich mich mit folgendem Schwerpunkt beschäftigen: Mit welchen Konzepten holen wir die Menschen aus diesem Gefühl ab?

Ich hätte gerne eine Entwicklung in Richtung der bhutanischen Glückspolitik oder des neuseeländischen Wellbeing Budgets. Wir sollten also entsprechende Lebensbedingungen schaffen, um Einsamkeit erst gar nicht entstehen zu lassen.

Einsamkeit ist für mich auch ein diagnostisches Momentum. Denn daran kann ich sehen, dass irgendeine Situation nicht stimmt und irgendetwas daran geändert werden muss. Das heißt: Wir haben einen Hinweis, dass Situationen nicht stimmen.

Seit der Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung – sie wurde 1986 aufgelegt; da habe ich übrigens meine psychotherapeutische Tätigkeit aufgenommen – bis heute ist nicht wirklich etwas passiert.

Ich möchte auf Folgendes hinweisen: Zwar müssen wir uns über den jetzigen Zustand der Einsamkeit Gedanken machen. Aber ich sehe da natürlich vor allen Dingen meine eigene Gruppe, die demnächst in die Verrentung kommt, nämlich die Gruppe der Babyboomer mit 25 Millionen Menschen. Um diese 25 Millionen Menschen geht es demnächst.

Für sie gibt es aber keine Konzepte. Eines darf man nämlich nicht vergessen. Ich finde das mit dem Ehrenamt toll. Aber wer soll das Ehrenamt ausüben, wenn alle diese Leute dann selbst Hilfe benötigen? Zwei Drittel aller Ehrenamtler heute sind über 60 Jahre alt. Das bedeutet, dass sie dann auch herausfallen. Dafür brauchen wir Konzepte.

Für diese Situation haben wir uns mit einigen Leuten zusammengetan und die Plattform GiiGis ins Leben gerufen. Sie hat sich aus der früheren Aladiins-Geschichte, die hier auf dem Tableau angekündigt worden ist, entwickelt. GiiGis ist eine digitale Vernetzung mit einem lokalen Quartiersmanagement. Das heißt: Wir wollen versuchen, die Leute von Anfang an digital vernetzt mit ihrer Nachbarschaft zu erreichen und durch präventive Hausbesuche die Einsamkeit als Gefühl erst gar nicht aufkommen zu lassen. Wir wollen im Prinzip schon vorher glücklichere Zustände für die Leute haben und nicht erst dann anfangen, wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen ist.

Der Bevollmächtigte der Bundesregierung für Pflege hat interessanterweise ein ähnliches Projekt skizziert und im Juli 2019 das Konzept des sogenannten Pflege-Ko-Piloten vorgelegt. Hier sehe ich sehr große Überschneidungen und die Möglichkeit, da etwas zu tun. Wir brauchen nämlich auch einen von der Pflegekasse unabhängigen Menschen, der mit den Betroffenen die jeweiligen Pflegesituationen bespricht.

Denn Einsamkeit ist unter anderem in Pflegesituationen oft genug gegeben, weil aufgrund der minutengenauen Taktung Personen, die gepflegt werden, wiederum von den Pflegediensten zurückgelassen werden. Ich habe selbst mehrere davon betroffene Fälle. Besonders schlimm ist es jetzt in der Coronakrise. Mir berichten dauernd Patienten über ihre Einsamkeitsentwicklungen. Unter anderem habe ich eine Patientin, die gerade drei Angehörige verloren hat. Diese Patientin sagt zum Beispiel: Ich fühle mich aussätzig; ich traue mich gar nicht mehr an die Leute heran; denn in meiner Familie gibt es das – usw. usf. Da könnte ich Ihnen jetzt stundenlang Vorträge halten.

Langer Rede kurzer Sinn: Meine Möglichkeiten, die ich anbieten kann, sind sehr praktischer Natur. Wir haben schon ein ziemlich interessantes Konzept erarbeitet und sind natürlich sehr an Vernetzung und auch an weiteren Gesprächen interessiert. – Vielen Dank.

Bruder Peter Amendt (vision:teilen): Herzlichen Dank für die Möglichkeit zur Stellungnahme. – Zunächst möchte ich kurz auf unseren Einsatz von vision:teilen in den Projekten „hallo nachbar!“ und „Gem:einsam“ mit Menschen in der Einsamkeit hier in Düsseldorf eingehen. Danach möchte ich mich mit einigen weitergehenden Fragen beschäftigen.

Zuvor eine Vorbemerkung: Es geht mir weniger um den Zustand der Einsamkeit als solchen als vielmehr um den dynamischen Prozess der Vereinsamung. Dieser Prozess raubt dem Einzelnen mehr und mehr die Möglichkeit, sich aus eigener Kraft aus der Spirale einer sich gegen den eigenen Willen vollziehenden zunehmenden Isolierung oder Einsamkeit zu befreien. Je länger der Prozess dauert, umso schlimmer sind zumeist die Folgen – bis hin zur seelischen und körperlichen Verkümmerung, um nicht zu sagen: Erdrosselung. Im Extremfall kann daher, um nur ein Beispiel zu nennen, der Suizid als ein verzweifelter Versuch gesehen werden, diese tödliche Vereinsamung zu beenden.

Zu unseren Projekten „hallo nachbar!“ und „Gem:einsam“ habe ich Ihnen Unterlagen zukommen lassen, auf die ich jetzt nicht eingehe. In den Unterlagen zeigt sich: Wir haben Medienlotsen. Wir haben auf jeden Fall auch professionelle Begleitung, zu der es gehört, nicht nur Telefonanrufe anzunehmen, sondern vor allem diese Leute aufzusuchen, in jedem einzelnen Falle. Aufsuchende Hilfe ist für uns das A und O bei Vereinsamten. Denn sonst erreicht man sie nicht.

Von der Genese her haben wir es in beiden Projekten auf gleicher Grundlage vorrangig mit älteren Menschen in Vereinsamung in Düsseldorf zu tun. Es geht also nicht um die sogenannte Lebensmittekrise, die bei 30-Jährigen und 40-Jährigen durchschlägt.

Auffallend ist auch bei den Älteren der signifikant hohe Anteil, von dem wir eben schon gehört haben, von allein lebenden Behinderten höheren Grades, die Hilfe brauchen.

Es sind vielfach Sehbehinderte, Gehbehinderte, Gehörlose und hin und wieder auch geistig Eingeschränkte, die sich aber noch in ihren Wohnungen halten können und deren Grundversorgung gesichert ist. Aber nicht gesichert sind die Sozialbedürfnisse, die Kontaktbedürfnisse und das aktive Leben in einem sie tragenden Sozialnetz. All das kommt bei der Grundversorgung zu kurz. Daher sind gerade diese Menschen für Einsamkeitssyndrome besonders anfällig.

Inzwischen ist innerhalb weniger Monate durch den Einsatz einer zweiten Sozialarbeiterin bei uns die Zahl der bedürftigen Nachbarn und der Ehrenamtlichen stark gestiegen, nämlich von 80 auf 120. Es zeigt sich, dass dort ein großer Bedarf besteht, der nicht gedeckt ist – nicht nur hier in Düsseldorf, alleine in einzelnen Stadtbezirken.

Dabei ist Corona noch gar nicht berücksichtigt. Corona ist in dieser Hinsicht sicherlich ein katapultierendes Element, von dem wir noch nicht wissen, wie es sich auswirken wird. Wir hören von der Einsamkeit von Kindern, die schon ihre Bubble-Gruppen bilden, und von der Einsamkeit von älteren Menschen bis hin zu den Menschen in den Heimen. All das ist ja ein Thema, das inzwischen auch die Öffentlichkeit voll erreicht hat.

Entstanden ist das Ganze bei uns im Jahr 2013 aus der Praxis für die Praxis. Eine wissenschaftliche Begleitung wäre wünschenswert. Dafür sind wir offen. Finanziert wird das Ganze durch Spenden und private Zuwendungen, also bisher ohne nennenswerte öffentliche Hilfe. – Ansonsten verweise ich auf die schriftliche Fassung.

Einige Überlegungen und Fragen: Wie schon angesprochen, steht für uns der Prozess der Vereinsamung im Mittelpunkt. Er bestimmt auch, wo wir den Nachbarn und die Nachbarin abholen müssen, wenn wir sie aufsuchen. Eben wurde ja auch davon gesprochen, dass es verschiedene Ebenen, verschiedene Grade und verschiedene Kontexte gibt.

Dieser Prozess hat wesentlich damit zu tun, dass – sei es selbstverschuldet oder aufgrund fremdbestimmter Umstände – der oder die Betreffende sich außerstande sieht, sein oder ihr Defizit bezüglich des sozialen, emotionalen und kommunikativen Netzes von sich aus zu kompensieren. Dort, wo der Einzelne das kann und mit sich im Reinen ist, gibt es zwar Einsamkeit, ist aber unser Handeln nicht vordringlich nötig. Unser Handeln ist vor allem da notwendig, wo jemand versucht, sein Defizit irgendwie zu kompensieren, aber keine Möglichkeiten dazu hat.

Das eigentliche Problem liegt aus unserer Sicht davor, wo diese Vereinsamung aufgrund des stufenweise voranschreitenden Verlustes eines tragfähigen und kompensierenden sozialen, emotionalen und kommunikativen Netzes zur Spirale nach unten wird – wie in einem Verlies.

Auf diesem Hintergrund einige Fragen von mir: Wie weit sind, um den Prozess der Vereinsamung zu verstehen, auch die Flucht in die Scheinwelt – Drogen, Alkohol und Ähnliches – oder in die Selbstzerstörung aus Verzweiflung – Selbstverwundung, Suizid als Extrem –, aber auch Fremdzerstörung mit in den Blick zu nehmen? Sicherlich liegt auch manchen terroristischen Anschlägen Vereinsamung zugrunde: Jemand bleibt immer weiter in seiner eigenen Welt und sinkt immer tiefer ab, bis er nur noch sich selber hat, und sieht dann seine Selbstverwirklichung darin, zu zerstören.

Weitere Fragen: Welche Bedeutung kommt dem Aufbau eines uns tragenden sozialen, emotionalen und kommunikativen Netzes im Laufe des Lebens zu, um nicht bei Krisen, denen wir nicht gewachsen sind oder uns nicht gewachsen fühlen, aus der Bahn geworfen zu werden und in der Vereinsamung zu landen?

Was können und müssen wir als Öffentlichkeit – Staat, Land, Gemeinde –, aber auch als Zivilgesellschaft dagegen tun? Gerade die Coronakrise bietet dazu ja mehr als ein Lehrstück bei Kindern und alten Menschen, von denen ich eben gesprochen habe.

Ethnologische Studien zeigen, dass Menschen physisch zugrunde gehen, wenn ihnen etwa als Sanktion durch die Familie oder die dörfliche Gemeinschaft das soziale Netz und damit der Austausch entzogen wird. Wie steht es auf diesem Hintergrund um eine Kommunikationssituation, die wir heute haben, in der zwar umfangmäßig die Kommunikation in der Handygesellschaft oder die Überflutung mit digitalen Medien bis zur Sucht ungeheuer gewachsen ist, aber der Überflutungsreiz oberflächlich bleibt und uns mehr oder minder auf uns selbst zurückwirft? Wenn das Handy mein Gegenüber wird, dann spiegele ich mich selber und bestätige mich. Letztlich vereinsame ich damit auch.

Geht daher nicht gerade das tragfähige Netz eines wirklichen Wir verloren? Können Likes und Followership dieses sinnstiftende Wir ersetzen? Und wenn das nicht der Fall ist, was dann? Wird nicht eine derartige Single-Gesellschaft mit einer Überflutung der Möglichkeiten tatsächlich zu mehr Vereinsamung und Lebenskrisen, vor allem im Alter, führen? – Ich möchte mit diesen Fragen enden, die mich sehr bewegen.

Prof. Dr. Ursula Weber (Duale Hochschule Baden-Württemberg): Ich habe eine Präsentation vorbereitet, damit Sie mir gut folgen können.

(Projektion: „Gesellschaftliche Teilhabe, Partizipation und bürgerschaftliches Engagement“ – Folie 1) *(s. Anlage 2)*

Vielen Dank, dass Sie mich als Expertin zum Thema „Bürgerengagement und Partizipation“ eingeladen haben.

(Projektion: Folie 2)

Ich spreche über Bürgerengagement, ich spreche über Partizipation, ich blicke kurz auf Einsamkeit, und ich bilde dann auch ein Fazit.

Ich habe mich dem Thema in grundsätzlicherer Art und Weise genähert als teilweise meine Vorrednerinnen und Vorredner. Denn ich kenne sowohl die Praxis des Bürgerengagements aus eigenem Tun als auch die Theorie, wie man Bürgerengagement einordnet; ich lehre an der Hochschule unter anderem dieses Thema. Daher dachte ich, dass das eine Perspektive ist, die ich Ihnen mitbringen kann und die vielleicht erweiternd zu betrachten ist.

(Projektion: Folie 3)

Was ist Bürgerengagement? Es ist freiwillig, es findet im öffentlichen Raum statt, es ist gemeinschaftsbezogen, und es ist nicht auf materiellen Gewinn gerichtet.

(Projektion: Folie 4)

Das Besondere an Bürgerengagement ist, dass es an unterschiedlichen Orten stattfinden kann: in der Selbsthilfe, in Bürgerinitiativen, in selbstorganisierten Projekten. Das bedeutet auch, dass es in wenig formalisierten Zusammenschlüssen geschieht. Ganz grundsätzlich ist Bürgerengagement ein Ausdruck gesellschaftlicher Mitgestaltung und Mitverantwortung.

(Projektion: Folie 5)

Werfen wir einmal zusammen einen Blick auf die Fakten. In welchen Dimensionen gibt es Bürgerengagement? Seit Bürgerengagement im Sinne der Forschung betrachtet wird, haben wir eine klare Steigerung zu erkennen. 1999 wurde die erste Umfrage zum Bürgerengagement durchgeführt bzw. hat der erste Freiwilligensurvey stattgefunden. Damals lag die Quote bei rund 35 %. 2014 lagen wir bei gut 44 %. Bis dahin geht die aktuelle Umfrage. Wir erwarten jetzt alle die Ergebnisse der nächsten Umfrage und sind gespannt, wie die Zahlen sich entwickeln.

(Projektion: Folie 6)

Hier zeige ich Ihnen, wie viele Stunden Menschen engagiert sind. Sehr interessant ist, dass die Mehrzahl der Menschen bis zu zwei Stunden pro Woche engagiert ist. Die Engagements mit darüber hinausgehenden Stundenzahlen sind zum Teil zurückgegangen oder machen jedenfalls nicht so einen großen Anteil an Engagementpotenzial aus wie diese zwei Stunden. Das ist eine wichtige Erkenntnis, die man im Hinterkopf haben sollte, wenn man sich überlegt: Wie kann ich Menschen für ein Engagement gewinnen? Was muss ich anbieten? Welche Rahmenbedingungen muss ich zur Verfügung stellen? – Aus dieser Zahl der zwei Stunden kann man natürlich Rückschlüsse ziehen.

(Projektion: Folie 7)

Diese Darstellung zeigt, wo Engagierte im Lebenszyklus stehen. Hier sehen wir, dass Menschen in der Lebensmitte am meisten engagiert sind und auch in Richtung Ruhestand noch intensiv engagiert sind. Je älter die Menschen werden, desto mehr ziehen sie sich selbstverständlich – denn mit der Zeit werden sie auch gebrechlicher, oder es kommen Krankheiten hinzu – zurück. Ab einem Alter von 75 Jahren geht die Quote der Engagierten deutlich zurück – im Gegensatz zu den jungen Menschen, bei denen die Engagementquote außerordentlich hoch ist oder signifikant hoch ist.

(Projektion: Folie 8)

Jetzt möchte ich mit Ihnen einen Blick auf den Sektor werfen, in dem Engagement erbracht wird. Das ist der zivilgesellschaftliche Sektor, der zwischen Familie, Markt und Staat angesiedelt ist. In diesem Segment zwischen den drei anderen bedeutungsvollen Zuschreibungen Familie, Markt und Staat findet also all das Engagement statt, von dem Sie bisher schon berichtet haben und das es darüber hinaus noch gibt.

(Projektion: Folie 9)

Das möchte ich anhand der nächsten Folie kurz erläutern. Hier steht die Definition des Begriffs „Zivilgesellschaft“. Die Zivilgesellschaft als den Ort oder den Ausgangspunkt

für bürgerschaftliches Engagement bilden also nicht-staatliche, nicht-ökonomische Zusammenschlüsse.

(Projektion: Folie 10)

Auf der nächsten Folie kann ich Ihnen zeigen, wie groß das Spektrum der zivilgesellschaftlichen Organisationen ist. Hier finden wir bürgerschaftliches Engagement in ganz unterschiedlicher Ausprägung: gebundenes Engagement in kirchlichem, verbandlichem und vereinsorganisiertem Rahmen, aber natürlich auch ungebundenes Engagement, also initiatives Engagement, das wenig formal ist.

(Projektion: Folie 11)

Menschen, die sich in dieser Vielfalt und in diesem breiten Spektrum engagieren wollen, möchten in der Gegenwart nicht nur mitmachen oder gesagt bekommen, das sie mitmachen sollen und wie sie es denn tun sollen. Vielmehr kommt hier das Thema der Partizipation ins Spiel. Menschen möchten nämlich nicht nur mittun, sondern auch mitgestalten und mitentscheiden. Das ist ein ganz wichtiger Aspekt, wenn man über Partizipation nachdenkt, und auch ein wichtiger Aspekt, wenn man darüber nachdenkt, wie man die beiden Begriffe „Engagement“ und „Partizipation“ zusammenbringen kann. Grundsätzlich heißt Partizipation natürlich: Ich möchte an Entscheidungen mitwirken und auch Einfluss auf das Ergebnis nehmen können. – Das ist dann eine hohe Form der Partizipation. Aber sie spielt gegenwärtig im gesellschaftspolitischen Feld und auch im Feld des Bürgerengagements eine große Rolle.

(Projektion: Folie 12)

Hier zeige ich Ihnen einen ganz kurzen Überblick darüber, wo und wie Partizipation stattfinden kann: erstens in Form der konventionellen Beteiligung, also über Wahlen, zweitens in Form der informellen Beteiligung, also über direktdemokratische Verfahren wie Bürgerbegehren oder Bürgerentscheid, drittens über informelle Beteiligung und viertens über unkonventionelle Beteiligung. Hier finden wir auch alle möglichen Formen des bürgerschaftlichen Engagements. An dieser Stelle findet unser Feld „Bürgerengagement“ also seinen Niederschlag.

(Projektion: Folie 13)

Wenn wir über Engagement und über Partizipation nachdenken, dann sprechen wir – das haben alle Vorrednerinnen und Vorredner auch gesagt – darüber, dass die Bürgerschaft im Erbringen von Engagement bedeutungsvoll ist. Es gibt natürlich unterschiedliche Themenfelder, auf denen sich Bürger engagieren möchten. Ein gewichtiges Thema ist sicherlich in Zukunft noch viel mehr das Segment der Einsamkeit. Dort kann Bürgerengagement ein Gutteil dazu beitragen, Einsamkeit zu verhindern oder Menschen wieder aus Einsamkeit herauszuholen. Insgesamt wird Einsamkeit ganz sicher ein gesellschaftspolitisch bedeutsameres Thema werden. Wie einer der Vorredner schon angesprochen hat, steht die Generation der Babyboomer vor der Verrentung. Hier können ob der Größe der Generation oder der Kohorte ganz andere Zahlenverhältnisse ins Spiel kommen.

(Projektion: Folie 14)

Jetzt möchte ich noch einmal beide Themen verknüpfen. Warum möchten Menschen partizipieren, und warum möchten Menschen sich engagieren? Ein wichtiger Verknüpfungspunkt ist die Idee, dass Menschen im Engagement Gesellschaft mitgestalten wollen. Sie wollen nicht nur als Auftragnehmer von denjenigen mitmachen, die sagen: Wir könnten dich brauchen, und du könntest genau dieses machen. – Vielmehr wollen Menschen auch an der Gestaltung und am Ergebnis beteiligt sein, also die Gesellschaft mitgestalten. Hier verknüpfen sich unter anderem diese beiden großen Begriffe. Wir sehen an dieser Grafik auch, wie bedeutungsvoll das Thema des Mitgestaltens sowohl für Engagierte als auch für jene, die sich eventuell engagieren möchten, ist.

(Projektion: Folie 15)

Wenn man breiter darüber nachdenkt und eine mögliche theoretische Fundierung herbeiziehen möchte, warum Bürgerengagement sich weiterentwickelt hat und warum es eine derart große Relevanz hat, dann kommt der Begriff des sozialen Kapitals ins Spiel. Engagement schafft nämlich soziales Kapital. Das heißt, dass es darum geht, Beziehungen auszubauen und Netzwerke zu haben, um Vertrauen aufbauen zu können und dann vom Vertrauen und vom großen Thema der Solidarität zu leben. An dieser Stelle könnte man den Theoretiker Putnam ins Spiel bringen. Dieser amerikanische Soziologe hat intensiv dazu geforscht. Das müssen wir uns jetzt nicht im Detail anschauen. Aber es ist auch Ausdruck von gesellschaftlicher Entwicklung, dass Engagement und Partizipation im Moment in dieser Intensität vorhanden sind. Sie sind im Grunde genommen auch notwendig, um unsere Gesellschaft bunt und in dieser Vielgestaltigkeit leben zu können.

Aus diesen Beziehungen erwachsen natürlich Ressourcen. Diese Ressourcen sind unabdingbar, wenn wir über Einsamkeit nachdenken; denn sie verhindern Einsamkeit oder lassen Einsamkeit in gewisser Weise aus diesem Strukturprinzip heraus heilen.

(Projektion: Folie 16)

Nun komme ich darauf zu sprechen, dass dieses notwendige und jetzt viel zitierte Engagement natürlich nicht vom Himmel fällt. Es braucht Strukturen, Rahmenbedingungen, Ressourcen und Förderung. Engagement gibt es definitiv nicht zum Nulltarif. Wie kann Engagement gefördert werden? Es braucht Infrastruktur, die gefördert sein muss – vom Bund, vom Land, von der jeweiligen Kommune. Es braucht Zugang in einzelne Engagementbereiche hinein. Die Verantwortlichen sollten darüber nachdenken, Beteiligung zu fördern, also Partizipation zu ermöglichen, Selbstorganisation zuzulassen und ganz gezielt Angebote zu schaffen, um Menschen für ein Engagement zu adressieren und Menschen niederschwellig in Engagementbezüge hineinholen zu können oder Engagements niederschwellig an diejenigen hinzutragen, hinzutransportieren, um sie dort abzuholen, wo sie sind. Denn oftmals ist Engagement auch mit hohen Zugangshürden verbunden. Hier sind die Verantwortlichen durchaus in der Pflicht, so man es hauptamtlich und hauptberuflich fördert, darüber nachzudenken. Selbstverständlich kann in Kommunen soziales und politisches Engagement gefördert werden, wenn man intensiver in Richtung Politik denkt, etwa über Seniorenbeiräte oder über Formen unterschiedlicher Jugendbeteiligung.

(Projektion: Folie 17)

Ganz bedeutungsvoll sind Kommunen als Ebene, auf der bürgerschaftliches Engagement stattfinden kann.

Eine Möglichkeit ist, dass die Kommune selbst in Verantwortung geht und Ressourcen zur Verfügung stellt – sprich: Geld in die Hand nimmt, Personal zur Verfügung stellt, Räume zur Verfügung stellt, Förderangebote ermöglicht –, damit Menschen in ein Engagement kommen oder ihr Engagement leben können.

Auf Länderebene gibt es selbstverständlich auch Möglichkeiten, diese Strukturen zu befördern oder die Kommunen mit Ideen oder mit finanzieller Förderung auszustatten oder das auch von der Landesebene an die Kommunen durchzureichen.

Selbst die Bundesebene ist davon nicht unberührt; denn auf der Bundesebene passiert Engagementförderung einerseits ähnlich wie auf der Landesebene über Impulse, die von der Politik ausgehen, und andererseits natürlich über Forschungsmöglichkeiten, über Gesetzgebung und immer auch über finanzielle Möglichkeiten.

Bei dieser Folie geht es mir um folgende Aussage: Engagement braucht finanzielle Unterstützung und politische Unterstützung. Nur so kann es intensiv in die Breite wirken.

(Projektion: Folie 18)

Jetzt sind wir beim Thema der Einsamkeit. Da will ich mich gar nicht weit hineinbegeben; das haben Vorredner schon längst gemacht. Mit „Einsamkeit“ wird ein subjektives Empfinden beschrieben, das als negativ und stressreich angesehen wird. Im Grunde genommen kann das auch eine soziale Isolation bedeuten. Beide Ausprägungen, sowohl die Einsamkeit als auch die soziale Isolation, nehmen am Lebensende zu. Wie ich vorhin schon angesprochen habe, ist die Generation der Babyboomer auf dem Vormarsch. Hier werden Lösungen gefragt sein.

(Projektion: Folie 19)

Diese Folie soll verdeutlichen, dass ab dem 75. Lebensjahr die Kurve der Betroffenheit von Einsamkeit steil nach oben geht und dass es darüber hinaus im Verlauf des Lebens auch immer wieder Phasen gibt, in denen Einsamkeit von Bedeutung ist, nämlich im Alter von ungefähr 30 Jahren und im Alter von plus/minus 60 Jahren.

Außerdem geht es mir hier darum, dass Einsamkeit von bestimmten Faktoren abhängt. Zum Beispiel sorgt oftmals Armut für Einsamkeit, weil man nicht teilhaben kann und nicht die finanziellen Möglichkeiten hat, mit Gleichgesinnten unterwegs zu sein. Das betrifft definitiv jedes Lebensalter. Ein weiterer wichtiger Faktor für Einsamkeit ist Krankheit. Ferner ist, wie eine Vorrednerin schon angesprochen hat, eine geringe Bildung ein lebenslanger Einsamkeitsfaktor. Alleinstehende sind eher einsam. Mangel an sinnvollen Aufgaben macht einsam. Wer nicht mobil sein kann, driftet möglicherweise auch schneller in die Einsamkeit ab.

Aus diesen Faktoren kann man natürlich auch Aufgaben ableiten: Wie kann ich Armut verhindern? Wie kann ich Krankheit verhindern oder präventiv agieren? Wie kann ich Bildungschancen verbessern? Wie kann ich dafür sorgen, dass Menschen, die alleine

sind, durch bessere Bedingungen leichter in Gesellschaft kommen? Wie kann ich dafür sorgen, dass sinnvolle Aufgaben gesehen werden?

(Projektion: Folie 20)

Dazu kann die Digitalisierung beitragen – muss aber nicht. Zwar ist Digitalisierung für junge Menschen ein großes Thema, und viele Jüngere sind durchaus digital vernetzt. Aber nicht alle jungen Menschen sind automatisch in der Digitalisierung schon gut aufgestellt und präsent. Man kann im Grunde genommen sagen, dass die digitale Spaltung durch alle Generationen verläuft. Mit entsprechenden Angeboten kann man das natürlich verhindern und verändern, also erst einmal verhindern und dann am Ende vielleicht auch verändern.

(Projektion: Folie 21)

Außerdem muss man berücksichtigen, dass Digitalisierung im Kontext der Einsamkeit ein Faktor ist, aber beileibe nicht der einzige Faktor. Zwar haben wir jetzt gesehen, welcher Schub durch die Pandemie hinsichtlich der Digitalisierung entstanden ist. Davon wird natürlich viel bleiben. Aber man muss auch jenseits der Digitalisierung über die Faktoren nachdenken, die Menschen einsam machen oder Menschen in Einsamkeit bringen oder führen.

(Projektion: Folie 22)

Damit komme ich zu meinem Fazit. Ich habe über Engagement, über Partizipation, über Einsamkeit und über Digitalisierung gesprochen. Als Fazit möchte ich dem verehrten Gremium mitgeben, dass Einsamkeit aus meiner Perspektive eng mit dem Thema der sozialen Teilhabe und der Partizipation verknüpft ist. Eine Stellschraube, um Einsamkeit zu verhindern oder dem Thema zu begegnen, wird sein, dass man sich das Thema des Engagements und der Partizipation weiterhin sehr genau anschauen muss. Denn hier gibt es bereits viele Möglichkeiten, die genutzt werden können. Wenn man Engagement gut ausstattet und wenn man Engagement strukturell gut verankert, dann hat man in der Tat Lösungsmöglichkeiten gegen Einsamkeit und für die Prävention von Einsamkeit geschaffen. Engagement ist definitiv ein Faktor, um dem Thema „Einsamkeit“ zu begegnen. Deshalb ist eine strategisch gelungene Engagementförderung auch eine Strategie gegen Einsamkeit. – Danke schön.

Vorsitzender Dr. Martin Vincentz: Vielen Dank für die Eingangsstatements. – Jetzt besteht die Möglichkeit, Rückfragen zu stellen.

Josef Neumann (SPD): Vielen Dank, meine Damen und Herren Sachverständigen, für Ihren wertvollen Input, den Sie uns hier zu den unterschiedlichsten Aspekten gegeben haben. – Erstens habe ich eine Rückfrage an Herrn Amendt. Sie haben viel beschrieben. Unter anderem haben Sie ausgeführt, dass zwar die Grundversorgung gesichert ist, aber daneben noch sehr vieles anderes fehlt. Vielleicht können Sie das noch näher darstellen. Sie verweisen in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Situation allein lebender behinderter Menschen, die zwar die Grundversorgung erhalten, aber trotzdem von der sozialen Teilhabe ausgeschlossen sind. Welche zusätzlichen Maßnahmen müsste es unabhängig von der Ehrenamtlichkeit geben oder wie

müsste Ehrenamtlichkeit vielleicht mit Professionalität vernetzt werden, um die Vereinsamungs- oder Isolationsstrukturen bei diesen Menschen zu verhindern?

Zweitens habe ich eine Rückfrage an Frau Professor Weber. Sie haben das Thema der sozialen Teilhabe beschrieben. Das haben andere Sachverständige auch getan. Sie haben aber auch deutlich den Zusammenhang zwischen einem niedrigen Bildungsbereich und den Auswirkungen auf das spätere Leben herausgestellt. Hier möchte ich noch einmal nachhaken und Sie um einige Hinweise bitten. Mit welcher Strategie könnte man versuchen, diese Frage von Bildungsgerechtigkeit besser zu gestalten? Wie gesagt, haben Sie da auch die soziale Teilhabe thematisiert. Trotz alledem erleben wir leider, dass wir an dieser Stelle seit Jahren kaum vorankommen.

Drittens habe ich eine Rückfrage an Frau Budkova. Sie sind ja auf das Thema „Interkulturalität“ eingegangen. Ich habe mir die Stellungnahme des Landesintegrationsrates sehr genau durchgelesen. Darin stehen auch viele politische Forderungen. Aber ich habe dort folgende Fragestellung vermisst: Wie ist die Lebenssituation beispielsweise von Migrantinnen und von älteren Migranten, die in Köln oder Umgebung leben? Was muss hier passieren? Welche Voraussetzungen sind notwendig, um ihnen eine Partizipation überhaupt zu ermöglichen?

Arndt Klocke (GRÜNE): Danke für Ihre Expertise und Ihre interessanten Ausführungen. – Ich habe eine Reihe von Fragen an fast alle Sachverständigen, muss allerdings gestehen, dass ich zwischendurch für eine Presseanfrage knapp zehn Minuten vor der Tür war. Sehen Sie es mir daher bitte nach, wenn eine Frage in Ihren Ausführungen schon beantwortet worden sein sollte. Ich bitte Sie, das dann vielleicht noch einmal auszuführen.

Gräfin von Bernstorff, Sie haben die Aktivitäten und Initiativen des Malteser Hilfsdienstes ausführlich geschildert. Haben Sie denn so etwas wie eine regelmäßige Evaluation, was Zielgruppen, das Thema „Öffentlichkeitsarbeit“ etc. angeht? Halten Sie es also nach? Evaluieren Sie die Angebote und richten sie eventuell noch einmal neu aus?

Auch zum Thema „Einsamkeit“ haben Sie eingehend Stellung genommen. Welche Aspekte müssten Ihres Erachtens vor allen Dingen in der Politik stärker platziert werden? Das Thema ist uns ja allen vorher geläufig gewesen. Es zu einem politischen Thema mit einer Enquetekommission zu machen, ist auf jeden Fall aus meiner Sicht relativ neu. Deswegen frage ich Sie: Wo müsste es platziert werden?

Herr Elsen, Sie haben in Ihrer Stellungnahme erwähnt, dass Sie sich vorstellen können, ansteckbare Erkennungszeichen für Betroffene, Hilfesuchende etc. zu entwickeln. Wie stellen Sie sich das genau vor? Haben Sie da konkretere Ideen? Ich kenne natürlich zum Beispiel die Grüne Schleife des Aktionsbündnisses Seelische Gesundheit, die in den letzten Jahren bundesweit und – Stichwort „Welttag für seelische Gesundheit“ – auch weltweit sehr bekannt geworden ist. Meine Frage ist aber: Haben Sie andere Vorstellungen, oder haben Sie da schon etwas in der Pipeline?

Bruder Amendt, Ihre Ausführungen habe ich leider nicht gehört, weil ich zu dem Zeitpunkt vor der Tür war. Ich habe aber natürlich Ihre schriftliche Stellungnahme gelesen. Darin haben Sie Ihre Aktivitäten in Düsseldorf – „hallo nachbar!“ etc. – vorgestellt. Gibt

es in anderen Kommunen in NRW ähnliche Projekte und vor allen Dingen auch Vorbildprojekte, die Ihnen bekannt sind? Könnte man also sagen: „Guckt nach Münster oder nach Bielefeld oder nach Arnsberg; das würde sich lohnen“?

Frau Professorin Weber, Sie haben sowohl in Ihren mündlichen Ausführungen als auch in Ihrer schriftlichen Stellungnahme betont, dass Bürgerengagement bei bildungsferneren Personengruppen weniger stark ausgeprägt ist. Wie kann man es denn schaffen, in diese Gruppe – „bildungsfern“ ist ja auch immer in Anführungsstrichen zu sehen; aber alle wissen, glaube ich, was gemeint ist – oder Gruppen stärker hineinzuwirken und diese Menschen zu mehr Engagement zu motivieren?

Rainer Matheisen (FDP): Auch namens der FDP-Fraktion herzlichen Dank für Ihre Stellungnahmen und dafür, dass Sie sich heute die Zeit nehmen, uns hier unsere Fragen zu beantworten. – Erstens habe ich eine Frage an Bruder Amendt. Ich kenne Ihre Arbeit hier in Düsseldorf – auch jahrelang aus dem entsprechenden Ratsausschuss – als sehr praxisnah. Sie haben eben gesagt, dass die Coronapandemie ein katapultierendes Element ist. Wie drückt sich das denn praktisch in Ihrer Arbeit vor Ort aus, und an welcher Stelle – Sie haben in Ihrer schriftlichen Stellungnahme ja auch die verschiedenen Gruppierungen aufgeführt – drückt es sich besonders stark aus?

Damit wir nicht nur Düsseldorf einbeziehen, sondern auch Köln, richtet sich meine zweite Frage an Frau Budkova. Sie haben hier ausgeführt, dass Digitalisierung nur ein ergänzendes Element bei ehrenamtlichem Engagement sein kann. Wie drückt sich das denn in der Praxis aus? Sprich: Können Sie vielleicht einmal ein, zwei Fallbeispiele nennen?

Britta Oellers (CDU): Meine sehr verehrten Damen und Herren, auch im Namen der CDU-Fraktion danke ich Ihnen für Ihre Stellungnahmen und für die persönlichen Vorträge heute. – Es sind viele interessante Dinge hier benannt worden. Unter anderem wurde deutlich – das zieht sich wie ein roter Faden durch viele schriftliche Stellungnahmen und mündliche Ausführungen –, dass doch die Politik eine ganz wichtige Rolle spielt. Als wir beschlossen haben, diese Anhörung zum Thema „bürgerschaftliches Engagement“ durchzuführen, hatte ich erst den Gedanken, dass das vor Ort stattfindende Engagement gar nicht so sehr mit Hauptamt und Ehrenamt zu tun hat, sondern dort eher das Ehrenamt im Vordergrund steht und sich Gruppen bilden, die sich engagieren – ob es ein Schützenverein ist, ob es ein Kirchenchor ist usw. Das ist ja schwerpunktmäßig reines Ehrenamt. Das macht man einfach, ohne dass die Politik da die Finger drin hat. Heute hören wir aus den verschiedensten Bereichen, dass unter anderem die entsprechende Wertschätzung eingefordert wird. Als Politiker hat man natürlich schon die Auffassung, dass man das Ehrenamt schätzt und es für wichtig hält. Aber es wird in einigen Stellungnahmen, beispielsweise bei der AWO, auch noch einmal deutlich, dass die Wertschätzung größer sein könnte. Frau Budkova, vielleicht können Sie noch einmal Stellung dazu nehmen, was wir als Politik da mehr machen können.

Sie haben auch angesprochen, dass zu Coronazeiten natürlich die Zahl der Anfragen höher wird. Wie reagieren Sie denn aktuell darauf? Was machen Sie jetzt möglicherweise anders als vor Corona? Wie gehen Sie dann auf die Anfragen ein?

Gräfin von Bernstorff, Sie haben erwähnt, dass es verschiedene Phasen gibt. Vielleicht können Sie die einzelnen Phasen noch einmal genauer erläutern.

Hier sehen wir, dass die AWO etwas macht und dass der Malteser Hilfsdienst etwas macht. Das ist aber nur ein kleiner Ausschnitt. Wir haben ja ganz viele Bereiche, in denen etwas getan wird. Ich habe den Eindruck, dass viele etwas tun, aber man manchmal gar nicht weiß, wer alles etwas macht. Haben Sie eine Idee, wie man da einen besseren Überblick bekommen kann? – Diese Frage zum Thema „Vernetzung“ richtet sich an alle Experten.

Herr Elsen, Sie haben erwähnt, dass zwei Drittel der Ehrenamtler über 60 Jahre alt sind. Dem Vortrag von Frau Professor Weber war zu entnehmen, dass es gerade auch bei den Jüngeren viele Aktive gibt. Frau Professor Weber und Herr Elsen, vielleicht ist es Ihnen möglich, diese beiden Aussagen zusammenzufügen.

Frau Professor Weber, Sie sprachen davon, dass die ungebundenen Formen der Beteiligung zunehmen und die gebundenen Formen der Beteiligung – sprich: über Organisationen, ob nun Vereine oder Gewerkschaften, Politik oder Parteien, wie auch immer – abnehmen. Haben Sie Lösungsansätze, wie man das vielleicht verändern kann? Es ist ja schön, wenn eine Seite zunimmt; aber es ist nicht so schön, wenn die andere Seite abnimmt.

Für mich war auch sehr interessant, von Ihnen zu hören, dass das Engagement in jungen Jahren, also bei den bis 18-Jährigen, groß ist. Dann flacht es ein bisschen ab – vielleicht auch, weil sie in den Beruf gehen. In einer schriftlichen Stellungnahme habe ich aber auch gelesen, dass die Sorge ist, dass junge Leute sich nicht so stark engagieren. Also müssen wir dann ja schauen, dass wir das Engagement irgendwie halten. Wenn Sie den Durchschnitt mit zwei Stunden pro Woche angeben, ist das – bei allem großen Einsatz im Beruf – sicherlich auch überschaubar, sodass möglicherweise jeder etwas tun könnte. Es wäre schön, wenn Sie den Blick noch einmal darauf richten würden.

Dr. Susanne Bücker (Sachverständige EK IV): Vielen Dank auch von meiner Seite für Ihre Vorträge und die schriftlichen Stellungnahmen. – Erstens habe ich zwei Fragen an den Malteser Hilfsdienst. Auch mich würden die Phasen der Einsamkeit, die Frau Oellers bereits ansprach, interessieren.

Darüber hinaus würde mich interessieren, wie die Evaluationen, die Sie in Ihrer Stellungnahme ansprachen, genau aussehen. Können Sie uns noch nähere Informationen darüber geben, wie Sie Ihr ehrenamtliches Engagement evaluieren? Da ging es konkret um das Projekt „Miteinander – Füreinander“, wenn ich das richtig verstanden habe.

Zweitens habe ich zwei Fragen an Frau Professor Dr. Weber. Haben Sie Zahlen dazu, wie stabil bürgerschaftliches Engagement über die Lebensspanne ist? Ich stelle mir nämlich vor, dass ich, wenn ich mich als junger Mensch bereits engagiere, vermutlich

auch eine erhöhte Bereitschaft habe, das über die restliche Lebensspanne hinweg zu tun. Aber wie hoch ist denn der Anteil der Menschen, die erst im höheren Lebensalter überhaupt mit einem Engagement starten, wenn sie das früher nie getan haben? Der Hintergrund meiner Frage ist: Was ist eigentlich die Zielgruppe, die wir hier adressieren müssten? Sollten wir versuchen, möglichst junge Menschen früh in ein bürgerliches oder ehrenamtliches Engagement hineinzubekommen, weil diese dann auch bis ins hohe Lebensalter aktiv bleiben, oder gibt es auch solche Spätstarter?

Außerdem wüsste ich gerne, ob es Informationen dazu gibt, wie divers sich engagierende Gruppen eigentlich sind. Findet man hier tendenziell eher sehr homogene Gruppen, in denen alle, die sich dort engagieren, einen ähnlich hohen sozioökonomischen Status haben? Oder gibt es hier auch eine Durchmischung? Und wie stehen Sie dazu? Wäre es förderlicher, wenn man möglichst diverse Gruppen in Vereinen hätte und dort vielleicht auch Menschen mit niedrigerem Bildungsstand die Möglichkeit geben würde, in den Kontakt mit anderen Gruppen zu treten?

Thomas Hax-Schoppenhorst (Sachverständiger EK IV): Herzlichen Dank für die Möglichkeit, Ihnen Fragen zu stellen. – Herr Elsen, eben sind Ihrerseits verschiedene Begriffe gefallen, unter anderem der des Pflege-Ko-Piloten. In Ihrem Papier ist vom Konzept der Begegnungspflege die Rede. Können Sie darüber noch einige Sätze verlieren?

Außerdem möchte ich das aufgreifen, was Herr Klocke eben gesagt hat. Herr Elsen, Sie haben in Ihrem Papier geschrieben:

> „Jetzt haben wir die Möglichkeit, nach Corona, neue Muster zu etablieren."

Das denke ich auch. Bruder Amendt hat ja in seinem Papier sehr ausführlich beschrieben, welche Wege vonseiten der Initiative in Düsseldorf eingeschlagen werden. Ich möchte Sie fragen, ob Sie das ein bisschen vertiefen können.

Meine nächste Frage, die mir sehr wichtig ist, richtet sich an Bruder Amendt. Sie haben in Ihrem ausführlichen Papier unter anderem beschrieben, dass die Ehrenamtlichen von Menschen unterstützt werden, supervidiert werden, wie auch immer man es nennen will, in Bezug auf das, was in diesen Begleitungsprozessen passiert. Sie sagen, dass das unter anderem deshalb getan wird, um Fehler im Prozess der Begleitung zu vermeiden. Um zur Berufsgruppe der Sozialarbeitenden zu gehören, muss man ja ein mehrsemestriges Studium absolvieren, das über drei oder vier Jahre geht. Die Frage ist, ob es dieses Quantum an Zeit braucht, um zukünftig Menschen, was Einsamkeit anbelangt, zu qualifizieren. Welches Zeitpensum braucht man also? Oder gibt es vielleicht ein Zwischending? Wir haben bei unseren letzten Sitzungen ja unter anderem von Gemeindeschwestern, von Local Caregivers und von anderen gesprochen. Insofern sollte man meines Erachtens, gerade was die zukünftige Arbeit und die Konzeption angeht, darüber nachdenken, welche Qualifizierung Menschen brauchen, die sich in Zukunft in den Quartieren und in den Stadtteilen dieses Themas annehmen. Im Bereich „Sozialarbeit" gibt es, soweit ich das beurteilen kann, aktuell nur eine Arbeit von Johanna Thoma, die explizit ein Konzept zur Erfassung von Einsamkeit durch Sozialarbeitende entwickelt hat.

Prof. Dr. Maike Luhmann (Sachverständige EK IV): Auch von meiner Seite vielen Dank für die sehr interessanten Beiträge. – Als Wissenschaftlerin werde ich immer hellhörig, wenn es um Evaluationen, Daten usw. geht. Meine erste Frage richtet sich daher an Frau Budkova und Frau von Bernstorff. Ich würde auch gerne mehr darüber wissen, wie Projekte evaluiert werden und welche Daten Sie da genau sammeln, auch wenn Sie noch keine Ergebnisse haben. Frau Budkova, Sie haben jetzt nichts direkt dazu gesagt. Aber vielleicht haben Sie auch ein Gefühl dafür, wie erfolgreich Ihre Vermittlungsmaßnahmen sind, um dann auch die Motive, die Sie eingangs genannt haben, zu befriedigen. Sie haben gesagt, dass Menschen teilweise kommen, weil sie einfach etwas Gutes tun möchten und sich sinnvoll einsetzen wollen, aber teilweise auch, weil sie sich einsam fühlen und Kontakte suchen. Ich weiß nicht, inwieweit Sie zu den Personen, die Sie weitervermitteln, noch Kontakt halten. Aber vielleicht haben Sie irgendetwas, was Sie uns entweder anekdotisch oder tatsächlich eher im Sinne von harten Daten dazu erzählen können. Das heißt: Wie erfolgreich ist dieser Einstieg ins Nebenamt?

Mit meiner zweiten Frage wende ich mich an Bruder Amendt und Frau von Bernstorff. Sie haben von den Phasen der Einsamkeit bzw. von Einsamkeit als dynamischem Prozess gesprochen. Dazu habe ich folgende konkrete Frage an Sie beide: Gibt es in diesen Phasen oder in diesem Prozess einen bestimmten Punkt, an dem man aus Ihrer Sicht am ehesten einsteigen kann bzw. am ehesten eingreifen kann? Wo ist es also am gewinnbringendsten, einzusteigen bzw. einzugreifen, um Einsamkeit am Ende zu verhindern oder den Menschen zu helfen?

Daisy Gräfin von Bernstorff (Malteser Hilfedienst): Frau Professor Weber, auf den von Ihnen vorgestellten Folien waren die letzten Zahlen der ganzen für mich sehr sinnvollen Erhebungen aus dem Jahr 2014. Soweit ich weiß, gibt es alle fünf Jahre eine neue Studie darüber. Wenn das tatsächlich so sein sollte, wäre sie ja 2019 fertig gewesen. Wann könnten wir denn da mit Zahlen rechnen? Denn für unsere Arbeit wäre das auch eine wichtige Information.

Vorsitzender Dr. Martin Vincentz: Vielen Dank. – Damit haben alle Sachverständigen Fragen erhalten. Ich eröffne die Antwortrunde.

Prof. Dr. Ursula Weber (Duale Hochschule Baden-Württemberg): Vielen Dank für die Fragen. – Ich beginne mit der zuletzt gestellten Frage, weil sie relativ zügig zu beantworten ist. Auf die nächste Veröffentlichung des Freiwilligensurveys warte ich auch selber. Ich hoffe, dass sie 2021 erfolgen wird. Aktuell habe ich jetzt zwar nicht mehr recherchiert. Vor etwa zwei oder drei Monaten habe ich aber noch einmal nachrecherchiert, weil ich selber auf diese Zahlen warte, und habe keine aktuelleren Zahlen gefunden. Aber die Veröffentlichung müsste in Vorbereitung sein.

Jetzt arbeite ich mich rückwärts zur ersten Frage vor. – Frau Bücker, Sie haben nachgefragt, wie man die Zahlen stabil halten kann und die jungen Engagierten, die einsteigen, im Lebensverlauf weiter halten kann, bis sie älter und alt werden. Vielleicht ist gar nicht entscheidend, dass man die einmal eingestiegenen jungen Engagierten für alle

Zeit hält. Entscheidend ist – das geben die Forschungszahlen wieder –, dass junge Menschen überhaupt einmal in dem Engagement waren, diese Hürde überwunden haben und wissen: Wie geht Engagement, und wie finde ich dort hinein? – Dann sind sie eine Zeit lang dabei. Am Ende der Schulzeit steigen sie häufig wieder aus. Das ist für viele eine Sollbruchstelle. Dann gehen sie in ihre Ausbildungen, sei es praktisch oder auch akademisch, und steigen danach in die Familiengründungsphase und in die erste Berufstätigkeit – das findet ja manchmal auch parallel statt – ein. Damit sind sie erst einmal total beschäftigt. Viele fangen dann, wenn sie älter werden, wieder an, in ein Engagement einzusteigen, und zwar diejenigen gerne, die schon – in Anführungszeichen – „wissen, wie Engagement geht“. Entscheidend ist also nicht, dass sie immer dabei sein müssen, sondern entscheidend ist, dass sie im jungen Alter einmal dabei waren.

Deshalb müssen tatsächlich viel Aktivität und Augenmerk darauf gerichtet werden, dass man junge Menschen einmal in ein Engagement bekommt. Unglaublich wichtig sind da die Institution Schule oder auch Schulsozialarbeit, also alles das, was Jugendliche begleitet – und natürlich das Elternhaus. Aber viele Elternhäuser sind, wenn sie denn bildungsfern sind, auch dem Thema „Engagement“ ferner. Das Abbrechen des Engagementzyklus ist also nicht entscheidend. Um das Engagement aber erst einmal aufnehmen zu können, braucht es Angebote.

Außerdem hat Frau Bücker eine Frage zur Diversität gestellt. Die Engagementgruppen sind in der Tat häufig nicht besonders divers aufgestellt, sondern bleiben oftmals in ihren Milieus. Wir sehen, dass das klassische Engagement oder ein breites Engagement vielfach aus der bürgerlichen Mitte heraus ausgeführt wird. Die bürgerliche Mitte ist natürlich breit. Aber bezogen auf die soziale Ungleichheit sind das Menschen, die in der Mitte der Gesellschaft stehen, die hinreichend Bildung haben, die hinreichend Einkommen haben und die auch Gestaltungsmöglichkeit in ihren Beruflichkeiten haben. Diese Menschen haben oftmals einen Grund, der Gesellschaft etwas zurückzugeben, oder sehen, dass sie etwas verändern möchten, und sind wortgewaltig genug und wissen, wie unsere Gesellschaft und unsere Strukturen funktionieren, sodass sie selbst aktiv werden und sich einklinken können.

Hochinteressant ist, was jetzt etwa in Vereinen passiert. Das haben Sie auch unmittelbar angesprochen. In Vereinen bildet sich am ehesten eine Bandbreite unserer Gesellschaft von unten bis ganz oben ab. Denn was ist im Verein interessant? Ich tue was, was mich interessiert, sei es im Gesangsverein oder im Schützenverein. Und da treffe ich schon alle Milieus oder alle sozioökonomischen Lagen an. In verantwortungsvollen Positionen oder in aktiven Positionen sind allerdings oftmals wiederum jene, die eher gut ausgestattet sind; erlauben Sie mir diesen holzschnittartigen Begriff. Man könnte aber Menschen mit in diese Verantwortungspositionen hineinnehmen, indem man ihnen Angebote macht. Entweder holt man diese Menschen ab, die noch nicht wissen, wie es geht, und begleitet sie über ein Mentorprogramm oder ein Scoutprogramm. Oder – das beantwortet auch schon ein bisschen die dritte gestellte Frage, wie man es schaffen kann, dass mehr Menschen sich engagieren – man setzt Zeitlimits und lässt Ämter rotieren und rollieren. Das heißt: Wenn ich einmal als Kassiererin gewählt bin, bleibe ich das nicht zwingend zeitlebens, sondern weiß, dass ich es auch nur drei Jahre machen darf und dann neu entschieden und gewählt wird.

Dann finde ich auch ein größeres Potenzial. Dazu sind nämlich mehr Menschen bereit. Dann finde ich vielleicht auch Menschen, die bereit wären, das zu tun, wenn sie wissen: Ich kann wieder aussteigen, und ich habe jemanden, der mich in dieses Amt hineinbegleitet und mir möglicherweise beratend zur Seite steht. – Das sind zwei wichtige Aspekte, die sehr interessant für Menschen sind, die im Umgang mit diesen Rollen und mit diesen Aufgaben eben nicht so geübt sind.

Nun möchte ich noch weiter auf die dritte Frage eingehen. Sie bezog sich auf gebundenes und ungebundenes Engagement und darauf, wie man Formen finden kann, die dazu führen, dass mehr Menschen sich engagieren. Wie ich bereits sagte, sollte man im Verein oder in festen Engagementformen Möglichkeiten eröffnen, dass Menschen wissen: Es ist nicht so, dass ich, wenn ich einmal dabei bin, auch dabeibleiben muss, weil ich sonst mein Gesicht oder meine Rolle in meinem Milieu verliere, sondern ich kann auch guten Gewissens wieder aussteigen. – Man kommt tatsächlich weit in diese Richtung, indem man Tätigkeiten zeitlich limitiert, indem man Rotationsprinzipien einführt und indem man beispielsweise Verantwortlichkeiten teilt. Das heißt, dass zwei Menschen sich ein Amt teilen können – quasi Jobsharing, also Engagementsharing.

Für diejenigen, die dann alle Fäden in der Hand halten oder darüber nachdenken: „Wen wollen wir, und wen brauchen wir?“, sind das keine einfachen Herausforderungen. Aber wenn man sich diesen Herausforderungen nicht stellt, wird man tatsächlich, behaupte ich, immer weniger Menschen finden, die zu einem Engagement bereit sind, und zwar deshalb, weil sich viele Menschen – und da kommt jetzt wieder das Zweistundenthema ins Spiel – aufgrund ihrer beruflichen Involvierung und auch deswegen, weil sie oft sehr mobil sein müssen, nicht mehr für diese Engagements interessieren können, selbst wenn sie wollten. Insofern müssen die Verantwortlichen da tatsächlich Ideen entwickeln, auch wenn das mühsam und anstrengend ist.

Die nächste Frage bezog sich auf den Gegensatz in den Ausführungen zu Älteren und Jüngeren. Ich habe gesagt – auf der Folie wurde es auch deutlich –: Viele junge Menschen sind sehr wohl bereit, sich zu engagieren. Dann gibt es einen Knick, weil sie in die Ausbildung und in den Beruf gehen. Irgendwann werden sie Eltern. Ich bleibe jetzt ein bisschen holzschnittartig. Dann steigt es an, weil man Anlass hat, sich erneut zu engagieren. Je mehr man zu tun hat, desto mehr ist man bereit, sich zu engagieren. Das ist verrückt; aber es ist Fakt. In der Lebensmitte sind die Menschen am ehesten bereit, nach außen zu gehen und noch mehr Verantwortung zu übernehmen. Das tun insbesondere diejenigen, die auch über den Beruf gewohnt sind, Verantwortung zu tragen. Sie übernehmen dann noch mehr Verantwortung, weil sie es können und wissen, wie es geht. Einige Zeit später gibt es das Empty-Nest-Syndrom; die Kinder gehen aus dem Haus, und die Eltern wollen für zwei, drei, vier, fünf Jahre auch wieder ihre Freiheit haben. Wenn es dann in Richtung Ruhestand geht oder man im Ruhestand ist und auch gesund ist und all diese Faktoren irgendwie passen, geht man erneut in ein Engagement. Da engagieren sich überwiegend Ältere für noch Ältere oder für Gleichaltrige. Da wird es interessant, noch einmal etwas in Bewegung zu setzen. Und dann flacht das Engagement tatsächlich immer mehr ab. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass Menschen dann eher Probleme bekommen und entsprechend auch aus Engagements aussteigen müssen. – Ich hoffe, dass ich damit erklären konnte, warum Ältere und Jüngere so unterschiedlich stark engagiert sind.

Eine gar nicht an mich gerichtete Frage enthielt einen Aspekt, den ich mitgeschrieben habe, weil ich ihn interessant fand. Sie sagten nämlich, dass Sie festgestellt haben, wie intensiv die Politik beteiligt ist. Ja, die Politik ist sehr intensiv an der Engagementförderung beteiligt, obwohl es vielleicht auf den ersten Blick nicht so aussieht. Die Politik kann wirklich Rahmenbedingungen setzen und schaffen, damit Hauptamtliche gut ausgestattet sind, um Engagierte gut in ihrem Tun zu begleiten und ihr Tun so zu ermöglichen, dass sie im Endeffekt irgendwann das Hauptamt entlasten können. Es ist wirklich so: Engagement ist umsonst, aber nicht kostenlos.

Engagement bringt eine neue Qualität in Einrichtungen, in Vereine, in Verbände und in die Sozialwirtschaft hinein, die das Hauptamt alleine nicht schaffen würde. Die Engagierten haben einen anderen Blick. Interessanterweise sind sie immer eine Brücke zwischen der Gesellschaft und der Gruppe, für die sie sich engagieren. Das wird beispielsweise in Alten- und Pflegeheimen sehr deutlich, aber auch in anderen Engagementfeldern.

Natürlich können Hauptamtliche in Pflegeheimen in noch größerer Zahl angestellt werden. Das wäre auch nur notwendig. Aber darauf will ich jetzt gar nicht hinaus, sondern auf Folgendes hinweisen: Das hauptamtliche Personal muss gut ausgestattet sein, um mit ehrenamtlich oder bürgerschaftlich engagierten Menschen arbeiten zu können. Denn es ist ein Arbeitsfaktor für die Hauptamtlichen, den sie leisten müssen, damit die Engagierten gute Rahmenbedingungen vorfinden, um gerne ins Altenheim zu kommen und sich dort freiwillig zu engagieren.

Und warum ist das schlüssig? Weil die Engagierten mit einem anderen Blick in das Heim kommen und das, was im Heim passiert, mit nach außen tragen. Ich meine das sehr positiv. Sie tragen die Angelegenheiten des Heimes nach außen, aber auch das, was in der Gesellschaft passiert, ins Heim hinein. Diese Austauschbeziehung ist kostbar und wertvoll. Sie bietet für alle einen Benefit.

Um diesen Benefit zu erreichen, braucht es aber eine Struktur. Diese Struktur muss die Kommune, wenn es sich um ein kommunales Altersheim handelt, auch zur Verfügung stellen, und zwar in Form von guter Ausstattung mit Ressourcen. Die einzelnen Ressourcen nenne ich jetzt nicht noch einmal.

Lassen Sie mich nun auf die Frage von Herrn Klocke zu sprechen kommen. Er hat sich erkundigt, wie man es schafft, auch bildungsferne Menschen in ein Bürgerengagement hineinzuholen. In der Tat ist Fakt, dass bildungsferne Menschen sich weniger häufig engagieren. Es ist definitiv eine Herausforderung, diese Menschen anzusprechen und in ein Engagement zu führen. Ich kann das jetzt nicht in der Breite erläutern, sondern möchte nur Blitzlichter werfen.

Menschen, die nicht in der Mitte der Gesellschaft angesiedelt sind, haben zum Teil ganz andere Probleme als die bürgerliche Mitte. Eine der größten Sorgen sind Sorgen finanzieller Natur. Ein Engagement bedeutet aber häufig, dass ich in gewisser Weise Geld mitbringen muss; denn ich muss mir die Busfahrkarte leisten können, um zum Engagement zu kommen, ich muss vielleicht hinterher auch noch gerne mit den anderen einen Kaffee trinken gehen können usw. Wer arm ist, hat dieses Geld im Zweifel nicht. Wenn eine Einrichtung das in den Blick nimmt, kann sie dafür sorgen, dass das

keine Hürde für Menschen ist, die wenig Geld haben und sich deshalb nicht trauen, ein Engagement aufzunehmen.

Damit habe ich noch nicht die Frage zu „bildungsfern“ beantwortet. Darauf will ich auch eingehen. Wie kann man diese Menschen ansprechen? Bildungsferne Menschen sind … Das ist jetzt sehr holzschnittartig. Da muss man natürlich differenzieren. Aber erlauben Sie mir diese Grobstrukturierung. Oftmals bedeutet „bildungsfern“ auch: Ich bin gar nicht gewohnt, mich in gewissen Umfeldern zu bewegen. Ich muss abgeholt werden. Ich brauche niedrigschwellige Angebote. Ich brauche möglicherweise auch eine besondere Ansprache, damit ich zunächst das Wagnis eingehe. Dann wächst damit natürlich auch das Selbstbewusstsein.

Häufig kommt hinzu – auch das ist nicht eins zu eins so –, dass Menschen, die arbeitslos sind oder in prekären Situationen leben, Hilfestellung brauchen, um hier den Zugang finden zu können; denn häufig haben diese Menschen andere Nöte oder andere Sorgen und sind nicht mehr unbedingt darin geübt, in Strukturen zu agieren oder in Strukturen zu leben. Da braucht es dann von der Gegenseite auch eine Form der Ermöglichung – das sind durchaus Herausforderungen –, auch was Kontinuität, also kontinuierliches Engagement, anbelangt.

Die Frage von Herrn Neumann bezog sich auf soziale Teilhabe und Bildung sowie darauf, wie man Menschen, die bildungsferner angesiedelt sind, vermehrt in Richtung Bildung bringen kann. Politische Bildung spielt an dieser Stelle eine wichtige Rolle – einerseits in der Schule und andererseits auch in den Einrichtungen, etwa in den Jugendeinrichtungen, in denen dieses Thema natürlich aufgegriffen wird, wahrscheinlich qua Aufgabenbeschreibung, zumindest in der Sozialen Arbeit. Es ist aber tatsächlich ein mühsames Thema. Man muss Wege und Formen finden, hier flankierend tätig zu sein.

Natürlich muss man in diesem Zusammenhang auch über die Institution Schule nachdenken. Das ist allerdings nicht mein originäres Spezialgebiet; da würden jetzt die Bildungsforscher auf den Plan gerufen. Aber ich bin durchaus bewandert im Thema „soziale Ungleichheit“, und da spielt die Frage, wie Schule aufgestellt ist und wie in dieser Institution mit Schülern strukturell umgegangen wird, eine große Rolle. Schule ist häufig noch darauf ausgerichtet, dass der Bildungserfolg eben nicht vom Kind oder Jugendlichen alleine abhängt, sondern eher vom sozioökonomischen Status und vom Bildungsstatus des Elternhauses.

Darauf muss tatsächlich noch sehr viel Augenmerk gerichtet werden. Das ist zwar nicht mein Hauptfokus. Ich sehe aber, dass man, wenn man „bildungsfern“ und „Engagement“ zusammenbringen möchte, darüber nachdenken kann – und es wird auch darüber nachgedacht –, dass Engagement Lernfelder jenseits der Schule bereitstellt. Deswegen ist ein Engagement für bildungsferne Jugendliche besonders interessant, weil man hier mit anderen Menschen zusammenkommt, weil man hier mit anderen Themen zu tun hat und weil man hier andere Vorbilder hat. Und die Vorbildfunktion spielt für Jugendliche eine große Rolle. Die Gruppe, also die Peergroup oder in dem Fall die Engagementgroup – ein witziger Begriff, der so noch gar nicht verwendet wird –, spielt eine durchaus relevante Rolle, um diese Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern in andere Kontexte zu bringen.

Da hat Engagement tatsächlich einen hohen Stellenwert, der aber auch realisiert werden muss. Engagierte Kinder oder Jugendliche haben natürlich auch eine eigene Dynamik, die ein Engagementfeld aushalten muss und die ein Engagement durchaus herausfordern.

Und wie kann man dem möglicherweise begegnen? Noch einmal eine Idee – aber das wurde auch vorher schon genannt und ist jetzt überhaupt nichts Neues –: über Patenschaften etwa oder auch über Mentoring-Programme. Das hilft Erwachsenen wie Kindern oder Jugendlichen, erste Schritte tun zu können und neue Herausforderungen leichter oder besser annehmen zu können.

Ich hoffe, dass ich die Fragen einigermaßen treffend und treffsicher beantwortet habe. Ansonsten sind Nachfragen selbstverständlich immer möglich. – Danke schön.

Bruder Peter Amendt (vision:teilen): Herzlichen Dank. – Bei der ersten Frage ging es um Ehrenamtliche und Professionalität. Sehr vieles hat Frau Professor Weber schon verdeutlicht. Es ist sehr deutlich, dass es nicht möglich ist, das Problem der Einsamkeit mit Professionellen alleine und vorrangig aufzugreifen. Dafür sind es viel zu viele, und dafür ist es viel zu teuer. Das geht gar nicht. Insofern ist die Zusammenarbeit von Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit im Sinne des Staates und der Städte hier zwingend geboten.

Wir haben selbst ein Beispiel dafür. Wir von vision:teilen wollten bei „hallo nachbar!“ mit der Caritas zusammenarbeiten. Alles war unterschriftsfähig. Aber die Caritas hat nicht mitgezogen, weil es für sie einfach zu teuer wird. Denn jede Kraft, die dann eingesetzt wird, muss gegen- bzw. refinanziert werden.

Wie geht das? Da ist die Möglichkeit, die wir als zivilgesellschaftliche Gruppe haben, sehr viel größer – weitestgehend selbstfinanziert, gegebenenfalls auch auf den Staat zurückgehend, aber nicht hauptsächlich, und dann auch auf die professionellen Kräfte konzentriert. Wir haben, wie gesagt, zwei Sozialarbeiterinnen. Damit lässt sich schon viel machen – bei etwa 100 Ehrenamtlichen. Daran können Sie die Relation sehen. Wenn Sie Ehrenamtliche durch Professionelle ersetzen wollen, sind Sie bald am Ende – in der Finanzierung, in der Steuerung, in jeglicher Hinsicht.

Was eben über Bildungsprobleme, Bildungsferne und Armut gesagt worden ist, stimmt genau. Bitte denken Sie bei allen kulturellen Angeboten bis hin zum Nulltarif an Folgendes: Jemand, der sich nicht kleiden kann und nicht weiß, wie er damit umgeht, wird nicht dort hingehen.

Sehr deutlich haben wir dieses Problem bei den Behinderten gesehen. Dazu wurde hier ja auch eine Frage stellt. Ich weiß nicht, wer sich sonst in dieser Weise darum kümmert. Bei unseren eigenen Begleiteten oder Nachbarn, wie wir sagen, hat sich herausgestellt: Bei 80 Nachbarn hatten wir 80 Behinderungen, wobei Mehrfachbehinderungen einzeln gezählt wurden. Wir gehen davon aus, dass 70 % derer, die wir erreicht haben, Behinderte sind. Warum? Sie leben alleine. Aus Kostengründen werden sie grundversorgt, was die Medizin, das Essen und die Reinigung angeht. Aber was macht eine Sehbehinderte, die keinen Aufzug hat und niemanden hat, der sie begleitet? Sie bleibt in ihren vier Wänden gefangen. Was macht ein Gehbehinderter, der in

einem Haus ohne Aufzug wohnt? Er bleibt gefangen. Wir haben Leute gehabt, die mehr als ein Jahr nicht nach draußen gekommen sind. Was macht jemand in einer solchen Situation, der zum Friedhof gehen will? Er möchte das Grab eines geliebten Menschen besuchen, kann es aber nicht. Auch Shopping ist nicht möglich, wenn ich nicht jemanden dabeihabe, der mich begleitet. Und wenn ich lange nicht in der Öffentlichkeit war, wird schon allein die Begegnung mit dieser Öffentlichkeit ein Hemmnis sein.

Insofern sind wir auf dieses Thema gestoßen und möchten es jetzt vertieft in einem eigenen Projekt angehen, um einfach zu sehen, was wir dort tun können. Wir sind gerade dabei, die Finanzierung sicherzustellen.

Nun komme ich zu dem Engagementsharing und den zwei Wochenstunden. Auch bei uns sagen wir meistens: drei bis vier Stunden pro Woche. Das ist also gar nicht so weit von den zwei Stunden entfernt. Aber warum haben wir viele jüngere Engagierte dabei? Ein Grund dafür ist nach meiner Einschätzung, dass das Engagement, das wir anbieten, flexibel ist. Wenn Sie für einen 30-Jährigen ein Engagement um 14 Uhr nachmittags ansetzen: Vergessen Sie es bitte. Er ist entweder im Studium oder auf der Arbeit. Bei allem guten Willen kann er dann nicht. Aber wenn er samstags oder sonntags seine Bedürftige besuchen kann und es bis hin zur Freundschaft kommt, dann erfüllt das beide und macht es auch möglich. Wir haben – nur ein kleiner Schlenker – Listen von Ehrenamtlichen, die wir gar nicht alle einsetzen können, für den „gutenachtbus“, weil es eben nachts ist. Das ist eine interessante Zeit für junge Menschen. Einmal in der Woche, bitte nicht mehr! – Das waren einige Hinweise dazu.

Was die Frage zu Hilfestellungen für Arme und Bildungsferne angeht, möchte ich auf ganz praktische Probleme hinweisen. Ich habe es erst heute Morgen wieder mit jemandem zu tun gehabt, der seine Miete nicht mehr bezahlen kann und krank ist. Man kann zwar sagen, staatliche Stellen seien dafür da. Das stimmt auch. Aber gerade in der Coronazeit dauert es sehr lange, bis jemand sein Geld bekommt, also bis der Beamtenapparat es schafft, unter Coronabedingungen – ich sage es neutral – das Geld auszuzahlen, wenn es eben querlag und nicht alles nach Schnürchen gelaufen ist. Das ist für diese Menschen ein Problem. Denn man unterstellt immer wieder, dass sie ihre Reserven haben. Das gilt zwar für das normale Bürgertum. Diese Menschen haben aber immer weniger finanzielle Reserven und landen auf der Straße, weil die Überbrückung fehlt. Hier sehe ich ein Defizit, bei dem die Politik gefragt ist.

Gefragt ist die Politik auch, wenn es darum geht, wie Frau Professor Weber sagte, die professionellen Kräfte so auszustatten, dass sie eine sehr gute Begleitung leisten können. Begleitung – ich springe ein bisschen zwischen den Fragen; verzeihen Sie mir das bitte – bedeutet, Ehrenamtliche, die außer ihrem guten Willen keine großen Voraussetzungen haben, einsteigen zu lassen. Ich kann nicht von Ehrenamtlichen verlangen, dass sie ein halbes Jahr eine Ausbildung machen, bevor sie ein Ehrenamt angehen. Aber ich kann sie im Prozess begleiten. Ich kann ihnen Einsteiger-Workshops anbieten. Ich kann sie mit Fachkräften zusammenbringen, die ihnen sagen, worauf sie achten müssen, und ihnen zum Beispiel vermitteln, wie sie emotional mit einer Situation zurechtkommen können. Manchmal müssen Nachbarn oder Ehrenamtliche

um ihrer selbst willen ausgewechselt werden, weil sie überfordert sind etc. Dieser Prozess ist in der sozialarbeiterischen Ausbildung ja sehr bekannt.

Über Projekte in anderen Kommunen, muss ich gestehen, weiß ich wenig, weil wir in der Praxis sind. Die Praxis frisst uns gewissermaßen auf. Insofern war ja auch meine Bitte: Wenn es Wissenschaft gibt, die bereit ist, uns in der Praxis zu helfen, um auch den Blick zu weiten, sind wir dafür dankbar.

Zumindest zur Düsseldorfer Ebene kann ich aber etwas sagen. Dort sind wir in den verschiedenen Gremien vertreten. Nachbarschaftliches Engagement gibt es in Düsseldorf vielfältig; Gott sei Dank. Aber bei dem gerade Angesprochenen sehen wir uns ziemlich alleine stehen.

Ich habe Corona als katapultierendes Element bezeichnet, weil für die Öffentlichkeit das Problem der Einsamkeit heute am eigenen Leib spürbar wird. Familien, die bisher nicht mit diesen Problemen zu tun hatten, spüren es, wenn die Kinder zu Hause sind und auf einmal Störungen aufweisen, die damit zusammenhängen, dass sie das gewohnte soziale Netz nicht haben und auf den Austausch verzichten müssen. Das ist damit gemeint.

Ich muss sagen: Dieses Problem steht auch vor uns. Wir haben keine Lösung. Wir können nur nachdenken und versuchen, Wege zu finden. Gerade Sie als Politiker hängen in dem Dilemma, auf der einen Seite für die Gesundheit einen Lockdown zu verordnen und auf der anderen Seite die emotionalen und kommunikativen Probleme, die damit entstehen, zu bedenken – die wirtschaftlichen sowieso.

Wie gesagt, haben wir keine großen Probleme, jüngere Ehrenamtliche zu finden, weil sie immer wieder sagen: Uns füllt das aus. Wir können frei die Zeiten aussuchen, die bei uns passen. Es ist auch ein attraktives Engagement.

Ganz klar ist, dass traditionelle Engagements – karitative Engagements, Engagements in Vereinen – unverzichtbar sind. Aber Jüngere suchen gerne etwas, was ungewohnt ist und attraktiv ist. Daher sollte man sich mit folgender Frage beschäftigen: Wie kann man auch Traditionelles attraktiv machen?

Damit habe ich hoffentlich auf die meisten Fragen geantwortet. – Herzlichen Dank für Ihr Zuhören.

Susanne Budkova (AWO Köln): Vielen Dank. – Die erste Frage betraf das Thema „Migration und bürgerschaftliches Engagement“. Unsere Erfahrung zeigt, dass wir gerade jüngere Menschen unter ihnen sehr gut erreichen, die eine hohe Bereitschaft mitbringen, sich ehrenamtlich zu engagieren. Das traditionelle Ehrenamt erreicht ältere Menschen mit Migrationsbiografie eher nicht. Diese Menschen werden eher über Interkulturelle Zentren, Migrationsorganisationen und Nachbarschaftshilfen erreicht. Da passiert auch ganz viel. Das ist Engagement, das nicht als klassisches Engagement betitelt wird, beispielsweise die Kinderbetreuung oder die Unterstützung bei den Hausaufgaben. Darüber spricht keiner. Da passiert aber ganz viel im Hintergrund.

Wir versuchen jetzt auch noch einmal, neue Projekte oder neue Ansätze zu verfolgen, um Menschen, die eine Migrationsgeschichte oder auch Fluchtgeschichte haben, mit

Menschen zusammenzubringen, die schon immer oder lange in Deutschland oder in Köln wohnen. Zum Beispiel haben wir Projekte mit Menschen aus Geflüchtetenunterkünften und hier heimischer oder länger lebender Bevölkerung initiiert. Da müssen wir auch schauen: Was interessiert denn die Menschen mit Migrationsgeschichte? Was können sie gut? Woran haben sie Spaß? – Ganz häufig sind das Begegnung und Austausch. Daher initiieren wir in Geflüchtetenunterkünften beispielsweise Kochkurse. Auch Musik verbindet alle Generationen und alle Herkünfte. Das gelingt sehr gut. Mit Bewegung, Musik und Sport können alle Menschen begeistert werden. Das sind Projekte, die wir anregen oder anstoßen.

Bei der zweiten Frage ging es um das Thema der Digitalisierung. Es wurde gefragt, warum Digitalisierung nur ergänzend sein kann, und um Beispiele gebeten. Ein Beispiel ist das Projekt LESEMENTOR Köln, das es seit über zehn Jahren gibt. In der Zeit vor Corona haben wir über 620 aktive Lesementoren an 120 Schulen begleitet. Im März 2020, als der erste Lockdown kam und die Schulen geschlossen wurden, haben wir uns ganz bewusst dagegen entschieden, LESEMENTOR Köln auf ein digitales Format umzustellen. Denn es hat einen Grund, warum diese Kinder und Jugendlichen im Projekt LESEMENTOR Köln sind. Daher wollten wir nicht, dass Ehrenamtliche in die Lebenswelt der Kinder und speziell in ihr familiäres Umfeld eindringen. Gerade das soll nämlich ausgeblendet werden. Das Kind oder der Jugendliche soll im Fokus stehen und nicht die eventuellen Probleme, die noch hinter dem Kind oder Jugendlichen stehen. LESEMENTOR Köln ist zum Beispiel ein Projekt, bei dem wir enormen Bedarf an Ehrenamtlichen zur Leseförderung haben, den wir im Moment nicht decken können. Das ist ein großes Problem.

Bei diesem Projekt kommt auch noch dazu, dass wir dort viele Ehrenamtliche haben, die in Rente sind oder kurz vor der Rente stehen, weil LESEMENTOR Köln von den Rahmenbedingungen her ein bisschen straffer ist, und bei diesen Menschen feststellen, dass das Angebot digitaler Austauschformate von ihnen nicht gut angenommen wird. Bei dieser Gruppe oder bei diesem Projekt ist das das Digitale also keine gute Alternative.

Ein weiteres Beispiel ist die Sterbebegleitung in stationären Pflegeeinrichtungen. Auch sie findet natürlich in Präsenz statt. Digitalisierung kann da den menschlichen Kontakt nicht ersetzen.

Die dritte Frage betraf das Thema „Wertschätzung“. Wie kann Ehrenamt anerkannt und wertgeschätzt werden? In Köln ist es zum Beispiel so, dass es einen Ehrenamtstag gibt. Die Ehrenamtlichen erhalten auch Preise, wenn sie vorgeschlagen werden und über die Jury ausgewählt werden. Außerdem gibt es eine Ehrenamtskarte NRW, für die sich Menschen mindestens 250 Stunden im Jahr engagieren müssen. Ehrenamtliche streben allerdings – das ist unsere Erfahrung – oft nicht nach dieser Form von Anerkennung.

Viel notwendiger ist, dass Ehrenamt, und zwar auch das selbstorganisierte Ehrenamt, durch Ausstattung anerkannt wird, zum Beispiel durch Erstattung von Fahrtkosten, durch entsprechende Strukturen, dadurch, dass Lesementoren, die mindestens ein Jahr lang einmal in der Woche ihre Zeit in die Förderung von Kindern und Jugendlichen investieren, einen Bibliotheksausweis kostenfrei zur Verfügung gestellt bekommen,

oder dadurch, dass gerade Migrantenselbstorganisationen, die sich selber organisieren, gute Rahmenbedingungen bekommen und Beratung zur Antragstellung erhalten, also zum Beispiel beraten werden, wie sie an Stiftungsgelder herankommen. Das alles ist auch eine Form von Anerkennung.

Wie schon einige Male gesagt wurde, benötigt Ehrenamt auch Hauptamt, damit Hauptamt zum Beispiel darstellt, was Gutes gelingt, also Öffentlichkeitsarbeit betreibt. Das kann Ehrenamt nicht leisten oder soll Ehrenamt teilweise auch nicht leisten. Die Ehrenamtlichen sind nämlich eher operativ tätig.

Die vierte Frage lautete, wie wir mit den Anfragen zu Corona im Moment umgehen. Aktuell bekommen wir sehr viel mehr Anfragen. Wir machen zwar auch noch Präsenzberatung vor Ort, weil wir es können – jeder hat ein eigenes Büro –, bieten aber natürlich auch Videokonferenzen und telefonische Beratung an. Die Engagementmöglichkeiten sind allerdings sehr stark eingeschränkt. Insofern können wir immer nur das anbieten, was aktuell auch umsetzbar ist.

Aktuell umsetzbar sind zum Beispiel Formen von digitalen Engagements in Tandems. Aber auch dort können neue Patenschaften digital nur schwierig gestiftet werden oder nur mit einer bestimmten Zielgruppe von Menschen. Da sind Kinder, Jugendliche und Senioren erst einmal fast raus. Das geben auch die Projekte nicht her. Weiterhin können natürlich im Bereich „Umweltschutz“ noch Projekte umgesetzt werden. Aber das ändert sich auch wöchentlich. Es wird sich jetzt wieder ändern, wenn die Schulen öffnen. Dann wird wieder anderes Engagement möglich sein oder bestenfalls mehr Engagement möglich sein.

Ganz kurz zum Thema „Vernetzung“: Es gibt zum Beispiel auf der Website der Stadt Köln, in der wir tätig sind, eine digitale Ehrenamtsbörse. Dort haben wir ganz einfach die Möglichkeit, zu sehen: Was gibt es bereits? Was gibt es nicht? Wo werden Parallelstrukturen geschaffen? Welche Projekte setzen dasselbe um? – Mein Appell ist, dass man das noch breiter aufstellt und auch für jede Stadt festhält: „Wer macht was?“, damit noch eine bessere Vernetzung stattfinden kann.

Zuletzt möchte ich auf die Frage zur Evaluation der Maßnahmen oder auch der Beratung zu sprechen kommen. Ich kann Ihnen jetzt keine harte Zahl nennen, wie viele Menschen tatsächlich ins Ehrenamt gehen. Geschätzt würde ich sagen: 50 %. Es sind viele, die sich nach einer Beratung nicht mehr zurückmelden. Es sind aber auch einige, die sich schon zurückmelden, bevor wir nachfragen. Das hat sicherlich stark damit zu tun, wie gut sich Menschen beraten fühlen. In der persönlichen Beratung erfragen wir Sachen wie „Was interessiert Sie? Wie sehen Ihre zeitlichen Ressourcen aus? Was sind Ihre Hobbys? Was haben Sie früher beruflich gemacht, oder was machen Sie aktuell beruflich?“ und versuchen dann, ein passgenaues Ehrenamt vorzuschlagen.

Je mehr sich Ehrenamtliche mit dem Ehrenamt oder mit dem Inhalt identifizieren können, umso wahrscheinlicher ist es auch, dass sie ins Ehrenamt kommen. Wenn gute Strukturen vorhanden sind – das heißt: eine feste Ansprechperson –, wenn Ehrenamtliche Anerkennung erhalten, wenn sie sich in ihrem Engagement wertgeschätzt fühlen, wenn ihnen das Spaß macht und wenn die Zielgruppe eine nette ist, sind das alles

Faktoren, die dazu beitragen, dass das Ehrenamt oder das Engagement auch langfristig fortgeführt wird.

Ich hoffe, dass ich alle Fragen beantworten konnte. – Vielen Dank.

Daisy Gräfin von Bernstorff (Malteser Hilfedienst): Ich danke Ihnen sehr für die Fragen, die ich jetzt einmal unter drei Bereiche – erstens die Evaluierung, zweitens die Phasen der Einsamkeit und drittens, was die Politik für uns tun kann – subsumieren möchte.

Bei der Evaluierung müssen wir zwei Dinge unterscheiden. Zum einen geht es darum, dass wir unsere Dienste natürlich permanent weiterentwickeln. Die ersten sind ja deutlich über 20 Jahre oder 30 Jahre alt. Da hat die Evaluierung teilweise den Hintergrund, dass wir nun einmal immer perfekter werden wollen und immer besser werden wollen. Dadurch, dass es Supervision gibt, und dadurch, dass die ehrenamtlichen Helfer und auch die hauptamtlichen Mitarbeiter immer damit beschäftigt sind, die Dinge zu optimieren, ist das mit Sicherheit auch eine Evaluierung. Zwar erfolgt sie vielleicht nicht auf wissenschaftlichem Status. Aber die Tradition und die Weiterentwicklung dieser Dienste können schon eine Evaluierung hergeben.

Zum anderen gibt es noch die Art von Evaluierung, die insbesondere dann erforderlich ist, wenn wir Fördergelder bekommen, also für Projekte gefördert werden. Wir sind ja ein deutlich spendenbasierter Verein, aber versuchen natürlich auch, öffentliche Gelder für unsere verschiedenen Projekte zu akquirieren. In dem Moment, in dem wir das tun, müssen wir zunehmend – das war am Anfang vielleicht noch nicht so, ist jetzt aber immer öfter der Fall – dann auch eine Evaluierung anstoßen. Bei unserem Projekt „Miteinander – Füreinander“ ist es tatsächlich so, dass wir auch die Evaluierung ausschreiben. Dann wird wissenschaftlich untersucht, inwiefern die Projekte nachhaltig sind und wie gut sie funktioniert haben. Damit haben wir dann auch entsprechende Zahlen vorliegen.

Nun möchte ich noch einmal auf unser Phasenmodell Einsamkeit eingehen. Wir haben es ja bei vielen unserer Projekte mit Einsamkeit zu tun, also nicht nur bei dem Projekt „Miteinander – Füreinander“, sondern auch schon vorher. Da haben wir ein Phasenmodell Einsamkeit entwickelt. Die Unterlagen dazu stellen wir Ihnen auch gerne zur Verfügung.

In diesem Rahmen haben wir uns zunächst einmal damit beschäftigt, was denn die Auslöser sind. Die Auslöser sind so grundlegende Faktoren wie zunehmendes Alter, Armut, niedriges Bildungsniveau, ländlicher Wohnort, fehlende außerfamiliäre Netzwerke, digitaler Analphabetismus, geringeres freiwilliges Engagement, alleinstehend und häufig auch Migrationshintergrund. Das waren die grundlegenden auslösenden Faktoren.

Dazu kommen natürlich lebensverändernde Ereignisse: eine plötzliche gesundheitliche Veränderung, Einschränkungen der Mobilität, Wegzug der Kinder, Scheidung, Tod eines Partners usw.

Dann haben wir die Einsamkeit in vier Phasen eingruppiert. Die erste Phase ist der Übergang in eine temporäre Einsamkeit. Die zweite Phase ist die temporäre Einsam-

keit. Die dritte Phase ist der Übergang in eine chronische Einsamkeit. Die vierte Phase ist die chronische Einsamkeit.

Für die unterschiedlichen Phasen haben wir uns dann angeschaut, wie wir uns dazu positionieren können und welche Dienste oder Angebote wir entwickeln können, damit der Einsamkeit in diesen unterschiedlichen Phasen am besten begegnet werden kann. Ich will jetzt nur zwei Beispiele herausgreifen.

Beginnen wir mit dem Übergang in eine temporäre Einsamkeit. Zum Beispiel durch lebensverändernde Ereignisse erhöht sich das Einsamkeitsrisiko. Die Rolle verändert sich. Die Aufgaben brechen weg. Die sozialen Kontakte werden weniger. Dann ist das erste Gefühl der Einsamkeit häufig sehr überraschend. Für hilfreich halten wir hier Folgendes: Man muss das frühzeitig erkennen. Man muss die Zielgruppen dafür sensibilisieren. Man sollte auch auf politischer Seite die Risikofaktoren im Blick haben. Man kann die sozialen Netzwerke dazu aktivieren. Man muss Widerstandsfähigkeit und Fähigkeit, sich der Veränderung anzupassen, aufbauen. – Das sind Antworten, die wir dafür gegeben haben und die wir zum Beispiel in der ehrenamtlichen Tätigkeit umzusetzen versuchen.

Die chronisch Einsamen sind für uns als Malteser diejenigen, die unsere Hilfe am nötigsten haben. Wir haben gesehen, dass sie nicht mehr in der Lage sind, eigenständig Kontakte zu knüpfen. Daher muss für sie eine persönliche Hilfe erfolgen. Ihnen nützt es nicht viel, wenn man auf Bundesebene irgendwelche Projekte ins Leben ruft. Vielmehr muss man tatsächlich vor Ort in die Kommunen gehen und ihnen dort ganz persönlich helfen. Um ihre Einsamkeit zu lindern, gehört unserer Meinung nach als ein Schritt auch dazu, sie dabei zu unterstützen, ihr Selbstvertrauen wieder erstarken zu lassen. Diese Menschen sind ja einsam und haben kein Selbstvertrauen mehr. Dem muss man in der persönlichen Betreuung begegnen. Da nützen große Projekte wenig, sondern da muss man ganz aktiv sein.

Ich könnte noch viel mehr dazu ausführen. Bei Bedarf stelle ich Ihnen die entsprechenden Unterlagen aber gerne zur Verfügung. Darin ist das alles noch einmal fein säuberlich aufgeführt.

Auch in Anbetracht der fortgeschrittenen Zeit möchte ich jetzt darauf zu sprechen kommen, was Sie als Politiker denn dafür tun könnten. Ich würde mir schon wünschen, dass uns auf der kommunalen Ebene geholfen wird, damit wir auch eine bessere Vernetzung vor Ort haben. Wir brauchen tatsächlich eine größere Vernetzung in den Kommunen. In meinem Ort, in Bedburg bei Bergheim, gibt es einen Stadt-Caritasrat. Darin ist jeder vertreten, von der Caritas über Hilfsorganisationen bis hin zu Initiativen, die sich mit Flüchtlingen beschäftigen. Ich darf netterweise auch daran teilnehmen. Dort wird sich emsig ausgetauscht, auch mit dem Sozialamt. Auf diese Art und Weise können wir auch viele gute Dinge auf der kommunalen Ebene implementieren. Ich wünsche mir von Ihnen, dass Sie in den Kommunen bei den Bürgermeistern hierfür ein Ohr schaffen. Unser Bürgermeister ist sehr offen dafür. Aber in anderen Kommunen ist das nicht so, wie ich weiß.

Ich würde mir von Ihnen auch wünschen, dass Sie sich ein persönliches Bild von unserer Arbeit machen und im besten Fall unsere Arbeit einmal besuchen. Optimaler-

weise würden Sie in Ihren unterschiedlichen Gremien auch die Möglichkeit haben, die Wertschätzung über Magazine und Kampagnen noch einmal klar in den Fokus zu bringen.

Wir müssen natürlich sehen, dass es in der Coronazeit überall zu erheblichen Einschränkungen gekommen ist. Zwar konnten wir jetzt viele alternative Dienste anbieten, um den eingeschränkten Einsatz von Menschen teilweise zu kompensieren. So konnten wir durch Telefonbesuchsdienste und andere Möglichkeiten schon auch Dienste zur Verfügung stellen. Aber es ist natürlich so, dass viele Ehrenamtliche gerade in Sportvereinen – ich will das jetzt gar nicht auf die Malteser beschränken – nicht zum Einsatz gekommen sind. In der Zukunft haben wir noch die Herkulesaufgabe vor uns, diese vielen Ehrenamtlichen wieder an uns zu binden. Ich wünsche mir, dass es nach Corona sowohl einen Startschuss – das passiert ja schleppend – als auch eine Kampagne gibt, damit sich diese ganzen Ehrenamtler auch wieder in ihrem ursprünglichen Dienst engagieren. Denn wir ermöglichen durch unser Ehrenamt nicht nur unseren Helfern Teilhabe, sondern auch den Menschen, die von ihnen besucht werden.

Ich glaube, dass wir eine herrliche Möglichkeit haben, unterschiedliche Konzepte zu erschaffen, mit denen wir auch Menschen, die ein geringeres Bildungsniveau haben, in ein Ehrenamt einbinden. Zwar hat das Ehrenamt tatsächlich etwas mit dem Bildungsniveau zu tun. Aber wir haben immer schon viele Menschen mit niedrigem Bildungsniveau bei uns gehabt. Wir müssen Konzepte haben, in deren Rahmen sich auch ein Mensch mit einem niedrigen Bildungsniveau gerne engagiert. Ich plädiere dafür, dass man da auf uns und auf andere Ehrenamtsorganisationen zukommt, die wirklich Erfahrung damit haben, auch Menschen, die ein geringeres Bildungsniveau haben, auszubilden und als Ehrenamtliche tätig werden zu lassen. Wir haben vielen ehrenamtlichen Helfern insbesondere im Rentenalter, aber auch schon vorher die wunderbare Möglichkeit gegeben, sich persönlich weiterzubilden. Wenn man es mit einer Weiterbildung schafft, jemanden gut in sein Ehrenamt einzubinden, wenn man es also schafft, dem Menschen einen Sinn zu geben, und wenn man ihn dann noch durch eine Ausbildung ermächtigt, dieses Ehrenamt auszuführen, dann hat man auch Menschen, die ein niedriges Bildungsniveau haben, schon mit ins Boot geholt.

Ehrlich gestanden, bin ich jetzt ein bisschen abgeschweift. Ich muss einmal auf meine Liste schauen. – Jugend ins Ehrenamt zu bringen, ist möglich. Wir wissen, dass die Jugendlichen sich gerne in Fußballvereinen engagieren. Wir haben wunderbare Erfahrungen mit dem Schulsanitätsdienst gemacht, den es auch in vielen Schulen in Nordrhein-Westfalen gibt. Da werden die Jugendlichen schon in sehr jungem Alter in das Ehrenamt eingebunden.

Bei unserer Evaluierung – diesen Punkt hatte ich eben vergessen; entschuldigen Sie das bitte – wollen wir immer am Ende sicherstellen, dass unser entsprechender Dienst in eine Regelfinanzierung übergehen kann. Natürlich sollen unsere Projekte nachhaltig finanziert werden. Das ist auch ein wichtiger Punkt. Deshalb wollen wir unsere Evaluierung wissenschaftlich untermauern.

Damit habe ich, glaube ich, die meisten Fragen beantwortet. Sonst fragen Sie bitte nach. – Danke.

Thomas Elsen: Vielen Dank für die Fragen. – Im Gegensatz zu den vielen wissenschaftlichen Ausführungen, die alle sehr interessant waren und auch schon etliche Aspekte unserer Überlegungen dargestellt haben, gehe ich zunächst kurz auf die Frage von Frau Oellers bezüglich der Differenz zu Frau Weber ein, weil ich gesagt habe, dass zwei Drittel der Ehrenamtler schon über 60 Jahre alt sind. Wir haben demografisch natürlich die Situation, dass wir über die Babyboomer tatsächlich eine Veränderung bekommen werden, weil sie dann herausfallen werden. Außerdem ist es aufgrund der Bevölkerungsentwicklung so, dass wir nicht mehr 82 Millionen Menschen in Deutschland sind, sondern wahrscheinlich nur noch ungefähr 76 Millionen. Dementsprechend haben wir eine Verschiebung innerhalb der Ehrenamtler.

Deswegen glaube ich persönlich auch, dass das, was zu dem Problem mit dem Ehrenamt als solchem gesagt wurde, zwar richtig ist, aber eine Ergänzung bedarf. Damit gehe ich auch auf direkt auf die Fragen nach dem ansteckbaren Erkennungszeichen, nach dem Pflege-Ko-Piloten und nach der Begegnungspflege ein. Ich versuche einmal, das alles in einer Konzeption und unter einem Schlagwort abzuarbeiten. Dieses Wort, das gerade auch schon vonseiten der AWO fiel, heißt „Begegnung“.

Wenn uns Menschen begegnen, sind wir nicht mehr einsam. Wir haben sofort ein anderes Gefühl, weil wir Oxytocin ausschütten. Oxytocin ist ein Bindungshormon. Wenn wir dieses Bindungshormon aktivieren, gemeinschaftlich mit allen anderen dazugehörigen empathischen Strukturen, dann haben wir auch Möglichkeiten, Menschen, die jetzt als bildungsfern angesehen werden, mit in das Amt einzubinden – vor allen Dingen dann, wenn wir sie auch dafür entlohnen.

Ich nenne einmal ein Beispiel. Mir saß eine Schmerzpatientin – ich habe sie vorhin schon erwähnt – gegenüber, die in ihrem Selbstwertgefühl äußerst lädiert war. Ich habe dann versucht, mit ihr dahin gehend zu arbeiten, dass sie etwas erbaulicher wird. Sie hat gesagt, sie könne nicht mehr – und jetzt wörtlich – „malochen“. „Maloche“ ist im Ruhrpottslang der klassische Begriff für eine entwertete Arbeit. Daraufhin habe ich gesagt: Ja, das stimmt; Sie können nicht mehr malochen. Könnten Sie denn bei mir zu Hause auf mein Haus aufpassen? – Ja, das könnte ich. – Könnten Sie denn auch ein paar Blumen gießen? – Ja, das könnte ich. – Könnten Sie denn auch auf meine Hunde aufpassen? – Ja, das könnte ich. – Könnten Sie denn auch für meinen behinderten Bruder noch eine Suppe kochen? – Ja, das könnte ich auch. Und übrigens, Herr Elsen: Ich habe ja auch ein Auto; ich könnte ja auch jemanden zum Arzt fahren – usw. Die Frau wurde richtig wach und verstand auf einmal, dass sie noch Betätigungen haben kann.

Aber dafür müssen wir sie bezahlen. Damit schlagen wir auch zwei Fliegen mit einer Klappe. Das heißt: In dem Moment, in dem ich diese Menschen, die in diesen prekären Situationen sind, mit kleinen Jobs ausstatte, bekommen diese Menschen in ihren Familien entsprechende Honorare und haben dadurch weniger Stress. Wenn sie weniger Stress haben, haben sie auch weniger Erkrankungen, weil ganz eindeutig durch das Oxytocin zum Beispiel auch die Grunderkrankung deutlich zurückgeht.

Deshalb müssen wir dafür sorgen, dass wir mithilfe intelligenter Maßnahmen diese Menschen mit ins Ehrenamt holen – mit einem Job, begleitet von einem Quartiersmanager; so ist die Idee. Das Ganze ist dann lokal zu vernetzen. Die schon oft geforderte

Vernetzungsstruktur muss digital sein. Das haben wir vor. Wir haben vor, dann quasi ähnlich wie an einem Kiosk oder innenstadtnah die entsprechenden Anlaufstationen zu schaffen. Darüber sind wir im Moment in Kempen im Gespräch und versuchen, dort jetzt diese lokalen Strukturen aufzubauen.

Der Begegnungspfleger, der angesprochen worden ist, ist eine Ausbildung, die auf den Alltagsbegleiter draufgesattelt werden kann – aber durchaus auch professioneller. Man kann sich auch vorstellen, dass Krankenschwestern oder Ärzte oder sonst irgendwer dann ein bisschen ausführlicher im epigenetischen oder im psychobiologischen Bereich aufgeklärt werden. Es muss nicht unbedingt die von mir gerade erwähnte Schmerzpatientin sein. Sie bekommt dann eine abgespeckte Version.

Aber diese Menschen werden dann, wie Thaler das beim Nudging macht, dahin gehend geschult, die Leute in eine richtige Form zu bringen, sodass wir endlich von dieser getakteten Einheit wegkommen, die jeder kennt und die dazu geführt hat, dass wir 130.000 Pflegekräfte verloren haben, die nicht mehr für die Menschen zur Verfügung stehen, obwohl sie nebenan wohnen. Das Einfachste wäre, sie so zu vernetzen, dass sie die Frau nebenan pflegen und auch genau das tun, was gerade schon angesprochen worden ist. Zum Beispiel können Jugendliche am Samstag oder nachts arbeiten. Das ist alles möglich. Wir brauchen nur die entsprechende Software. Und die zu bauen, ist nun nicht das Hexenwerk.

Das ist die Idee. Wir bauen also eine Begegnungspflege auf, die alle diese inhaltlichen Teile integriert und abbildet, und wir schaffen vor allen Dingen permanente Begegnung.

Nun noch einmal kurz zu den ansteckbaren Erkennungszeichen: Wir haben jetzt durch Corona festgestellt, dass der Bedarf exorbitant wächst. Gleichzeitig haben wir festgestellt, dass eine unglaubliche Scham vorhanden ist, angesprochen zu werden oder den anderen anzusprechen. Man traut sich eigentlich nicht mehr, den anderen anzusprechen. Denn die meisten gucken mittlerweile eigentlich nur noch mürrisch. Warum, weiß ich nicht genau – aber vielleicht auch, weil sie Angst haben. Wenn es jetzt eine Plakette gibt – wir haben uns vorgestellt, sie ähnlich wie die bekannte Armbinde mit den Blindenpunkten zu gestalten, nur auf den Kopf gestellt und mit bunten Punkten; diese Ähnlichkeit ist durchaus gewollt –, dann hat jeder die Möglichkeit, angesprochen zu werden, aber auch anzusprechen, ohne dass die Scham zu einer Begegnungshemmung führt.

Wir müssen meiner Meinung nach zusehen, dass wir das Ehrenamt monetarisieren, und wir müssen vor allen Dingen endlich kapieren, dass wir über eine demografische Entwicklung reden. Es gibt die riesige Gruppe von 25 Millionen Menschen, die demnächst als Babyboomer in diese Situation kommen. Wir wissen heute aufgrund der Zahlen, dass 350.000 Pflegekräfte bis 2035 fehlen werden. Bis 2050 sollen es angeblich 500.000 sein. Wie wollen wir das denn bewältigen, wenn wir nicht darunter einen Bauch von qualifizierten Menschen schaffen, die sich mit anderen treffen wollen und einfach anderen begegnen wollen? Auch Herr Heil wird sicherlich froh sein, wenn er etliche Langzeitarbeitslose geschult bekommt, die dann auch andere Menschen aufsuchen können. Um Mitmenschlichkeit zu zeigen, brauche ich doch keine langjährige

Ausbildung und keinen Doktortitel. Da muss ich einfach nur das Herz auf dem richtigen Fleck haben und ein wenig ausgebildet werden.

Das war mein Beitrag. – Vielen Dank.

Vorsitzender Dr. Martin Vincentz: Vielen Dank. – Ich schaue einmal in die Runde. Gibt es an dieser Stelle noch dringende Nachfragen? – Das ist nicht der Fall.

Dann bleibt mir nur noch, mich noch einmal bei Ihnen allen sowohl für Ihre ausführlichen Stellungnahmen als auch für die Möglichkeit, Ihnen heute Fragen zu stellen, zu bedanken. Vielen Dank für diese intensive Anhörung.

Damit können wir den Tagesordnungspunkt 1 verlassen. Gleichzeitig sind wir auch am Ende des öffentlichen Teils unserer heutigen Sitzung angelangt.

Ich unterbreche die Sitzung für wenige Minuten. Anschließend können wir dann in der Nichtöffentlichkeit weiter miteinander verhandeln.

(Kurze Unterbrechung – Es folgt ein nichtöffentlicher Sitzungsteil; siehe nöEKPr 17/102.)

gez. Dr. Martin Vincentz
Vorsitzender

2 Anlagen
22.02.2021/22.02.2021
5

Anlage 1

Stand: 01.02.2021

Anhörung von Sachverständigen

Enquetekommission IV

"**Gesellschaftliche Teilhabe, Partizipation und bürgerschaftliches Engagement“**

am Montag, dem 01. Februar 2021
13.30 bis 15.30 Uhr, Plenarsaal

Tableau

Stellungnahme bis 27.01.2021

eingeladen	Teilnehmer/-innen	Stellungnahme
Frau Daisy Gräfin von Bernstorff Malteser Hilfedienst e.V. Köln	**Daisy Gräfin von Bernstorff**	**17/3555**
Herr Thomas Elsen Aladiins Kempen	**Thomas Elsen** -per Videozuschaltung-	**17/3543**
Tayfun Keltek Landesintegrationsrat NRW Düsseldorf	keine Teilnahme	**17/3564**
Herr Br. Peter Amendt Vision:teilen e.V. Düsseldorf	**Bruder Peter Amendt**	**17/3530**
Frau Susanne Budkova AWO Kreistverband Köln e.V. Köln	**Susanne Budkova** -per Videozuschaltung-	**17/3500**
Frau Professorin Dr. Ursula Weber DHBW Stuttgart Stuttgart	**Professorin Dr. Ursula Weber** -per Videozuschaltung-	**17/3579**

Gesellschaftliche Teilhabe, Partizipation und bürgerschaftliches Engagement

ENQUETEKOMMISSION DES LANDTAG NORDRHEIN-WESTFALEN
01.02.2021

PROF. DR. URSULA WEBER, DUALE HOCHSCHULE STUTTGART

Agenda

- Zentraler Ausgangspunkt – Bürgerschaftliches Engagement (BE)
- Im Zeichen der Zeit - Partizipation
- Rolle von BE für stabile soziale Netze
- Befunde zur Einsamkeit
- Gesellschaftliche Teilhabe in Bezug zur Einsamkeit
- Gesellschaftliche Teilhabe im digitalen Raum

Bürgerschaftliches Engagement

- „Engagement ist freiwillig, findet im öffentlichen Raum statt, ist gemeinschaftsbezogen, trägt zum Allgemeinwohl bei und ist nicht auf materiellen Gewinn gerichtet.“
(Enquete-Kommission 2002, S. 24-26

Bürgerschaftliches Engagement

- „Bürgerschaftliches Engagement umfasst Freiwilligenarbeit, Ehrenämter, Selbsthilfe, Bürgerinitiativen und selbstorganisierte Projekte. Es lebt von den Fähigkeiten, Kompetenzen und Interessen der Engagierten.“ (Willim 2007, S. 20)

- (…) für das Gemeinwohl engagagieren. Sie tun es gemeinsam mit anderen im öffentlichen Raum, in wenig formalisierten Zusammenschlüssen wie Initiativen oder in formal geregelten Organisationsformen wie in Vereinen und Verbänden“ (Jakob 2018, S. 714)

- Engagement ist Ausdruck gesellschaftlicher Mitgestaltung und Mitverantwortung

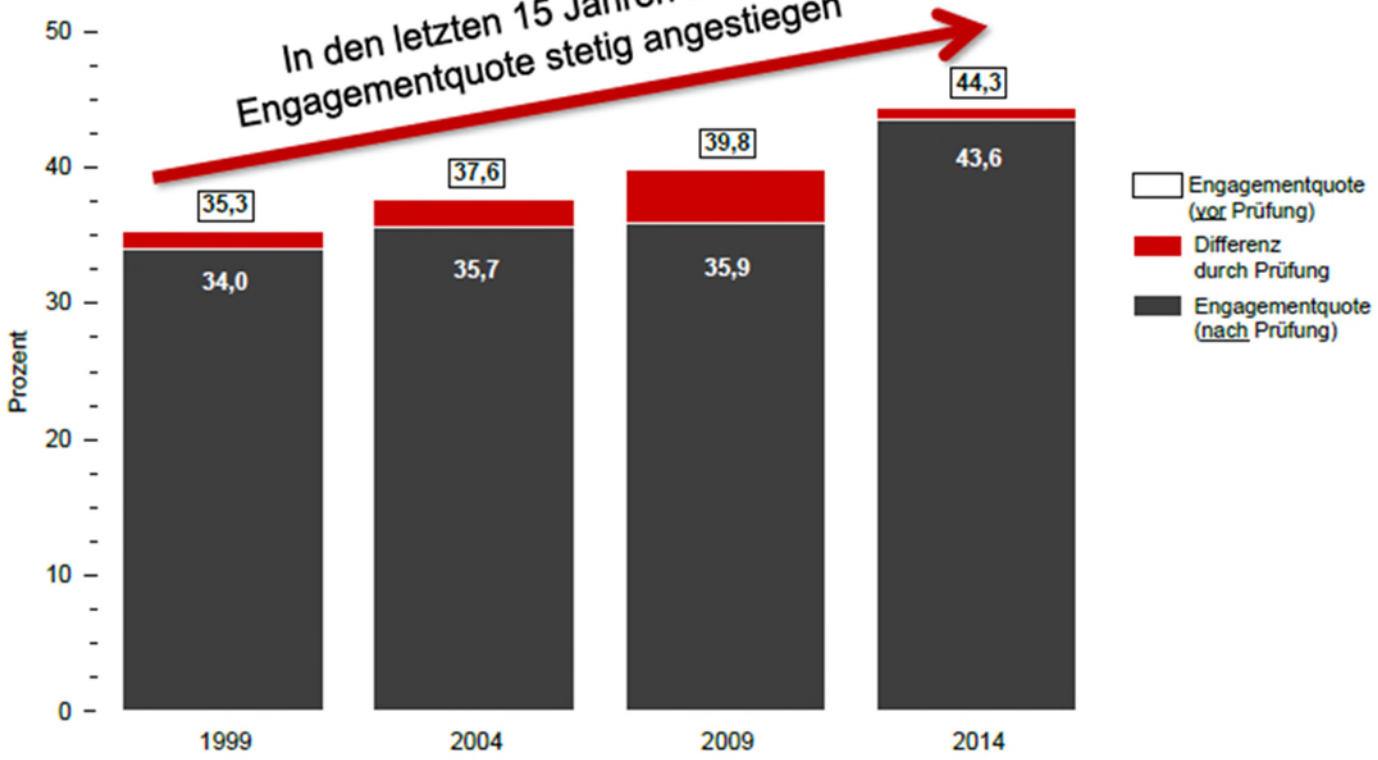
01.02.2021

Landtag Nordrhein-Westfalen - 42 - EKPr 17/30 Anlage 2, Seite 4

Fakten

DZA | Deutsches Zentrum für Altersfragen

Anteile freiwillig Engagierter im Zeitvergleich

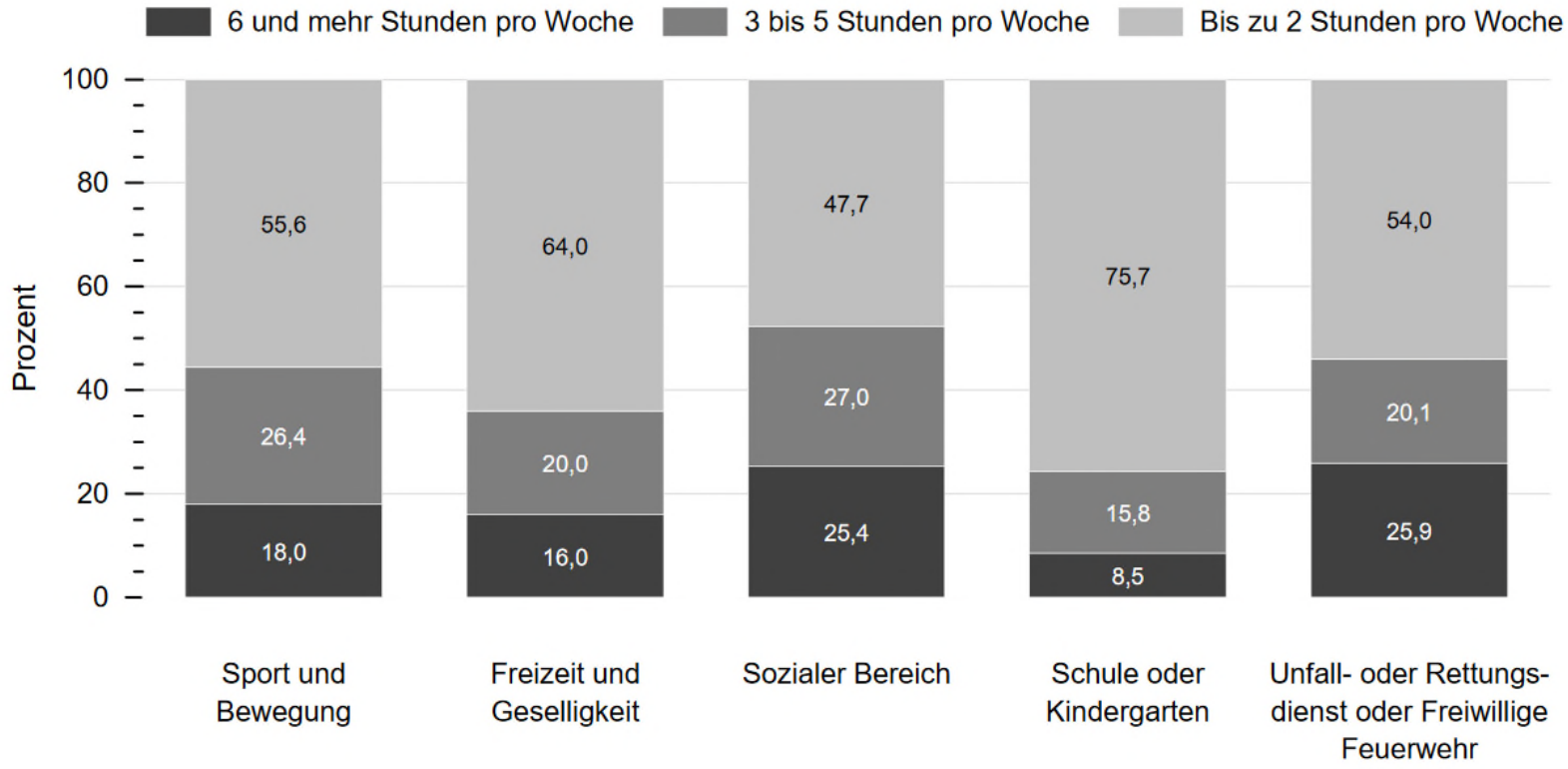


Quelle: FWS, gewichtet, eigene Berechnungen (DZA). Basis: Alle Befragten.
FWS 1999 (n = 14.922), FWS 2004 (n = 15.000), FWS 2009 (n = 20.005), FWS 2014 (n = 28.689).
Nachrichtlich: Bei der Quote vor Prüfung im Jahr 1999 handelt es sich um eine Schätzung.

11

Fakten

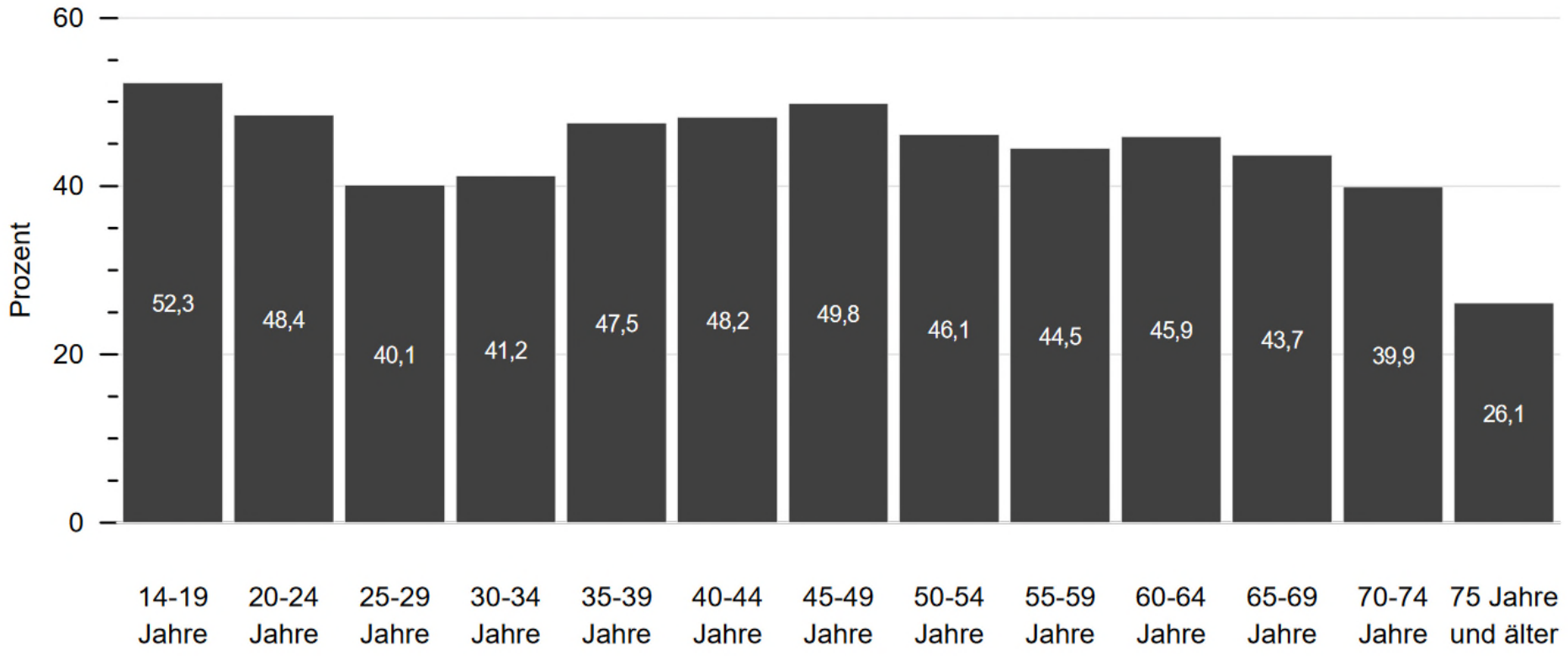
Abbildung 12-2: Stundenumfang pro Woche für die freiwillige Tätigkeit 2014, nach ausgewählten Engagementbereichen



Quelle: FWS 2014, gewichtet, eigene Berechnungen (DZA). Basis: Alle Engagierten in fünf ausgewählten Engagementbereichen (n = 6.942).

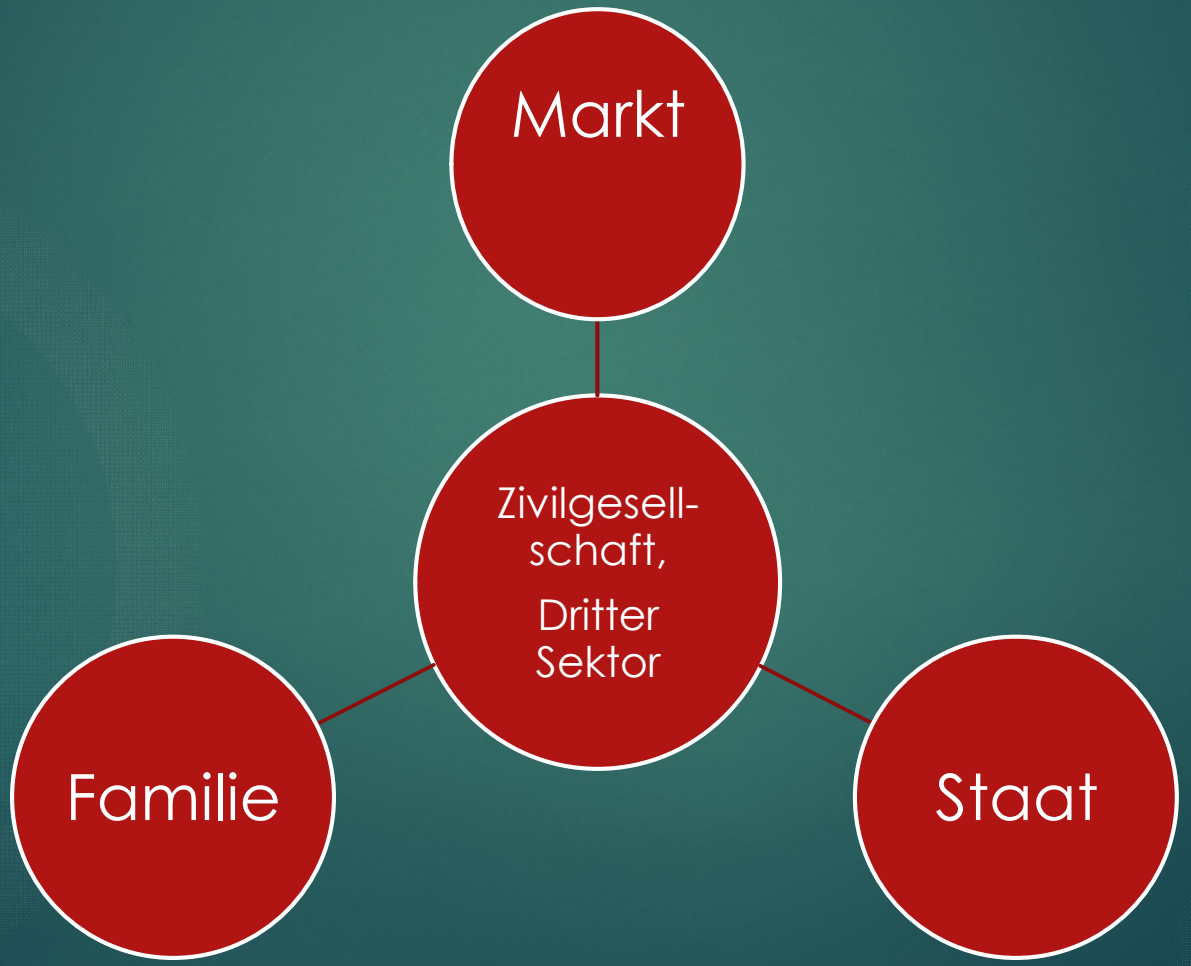
Fakten

Abbildung 3-4: Anteile freiwillig engagierter Personen 2014, nach Fünf-Jahres-Altersgruppen



Quelle: FWS 2014, gewichtet, eigene Berechnungen (DZA). Basis: Alle Befragten (n = 28.689).

Zivilgesellschaft – Intermediär zwischen Markt, Staat und Familie



Zivilgesellschaft

Den institutionellen Kern der ‚Zivilgesellschaft' bilden nicht-staatliche und nicht-ökonomische Zusammenschlüsse auf freiwilliger Basis (…)"

Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Vorwort zur Neuausgabe 1990, Frankfurt a.M. 1990, S. 46.

Parteien
Gewerkschaften
Verbände:
z. B. Wohlfahrtsverbände
Initiativen
z. B. Bürgerinitiativen
Vereinigungen
Zivil-
gesellschaft
Vereine
Bewegungen:
Umwelt, Frauen, Protest
ungebundenes Engagement:
Demonstrationen, Streiks, Petitionen,
Boykottmaßnahmen, wenn freiwillig,
öffentlich, gemeinschaftlich
Kirchen

Partizipation

- „ (…) an Entscheidungen mitwirken und damit Einfluss auf das Ergebnis nehmen zu können“ (Straßburger/Rieger 2014, 230)
- Partizipationslogik im Engagement – Mitmachen, Mitsprechen, Mitgestalten und Mitentscheiden!
- Demokratie und die Beteiligung der Bürger – sowohl an der Politik als auch an der Lösung von Problemen der Gesellschaft - sind Zwillinge.

Formen der Bürgerbeteiligung

1. Konventionelle Form der Beteiligung (Wahlen)
2. Formelle Beteiligung (Direktdemokratische Verfahren wie Bürgerbegehren, Bürgerentscheid)
3. Informelle Beteiligung
4. Unkonventionelle Beteiligung

Bürgerorientierung in der kommunalen Verwaltung

„Ressource Bürger“ ist relevant, um kommunale Handlungsspielräume zu gewinnen oder zu behalten in den Themen

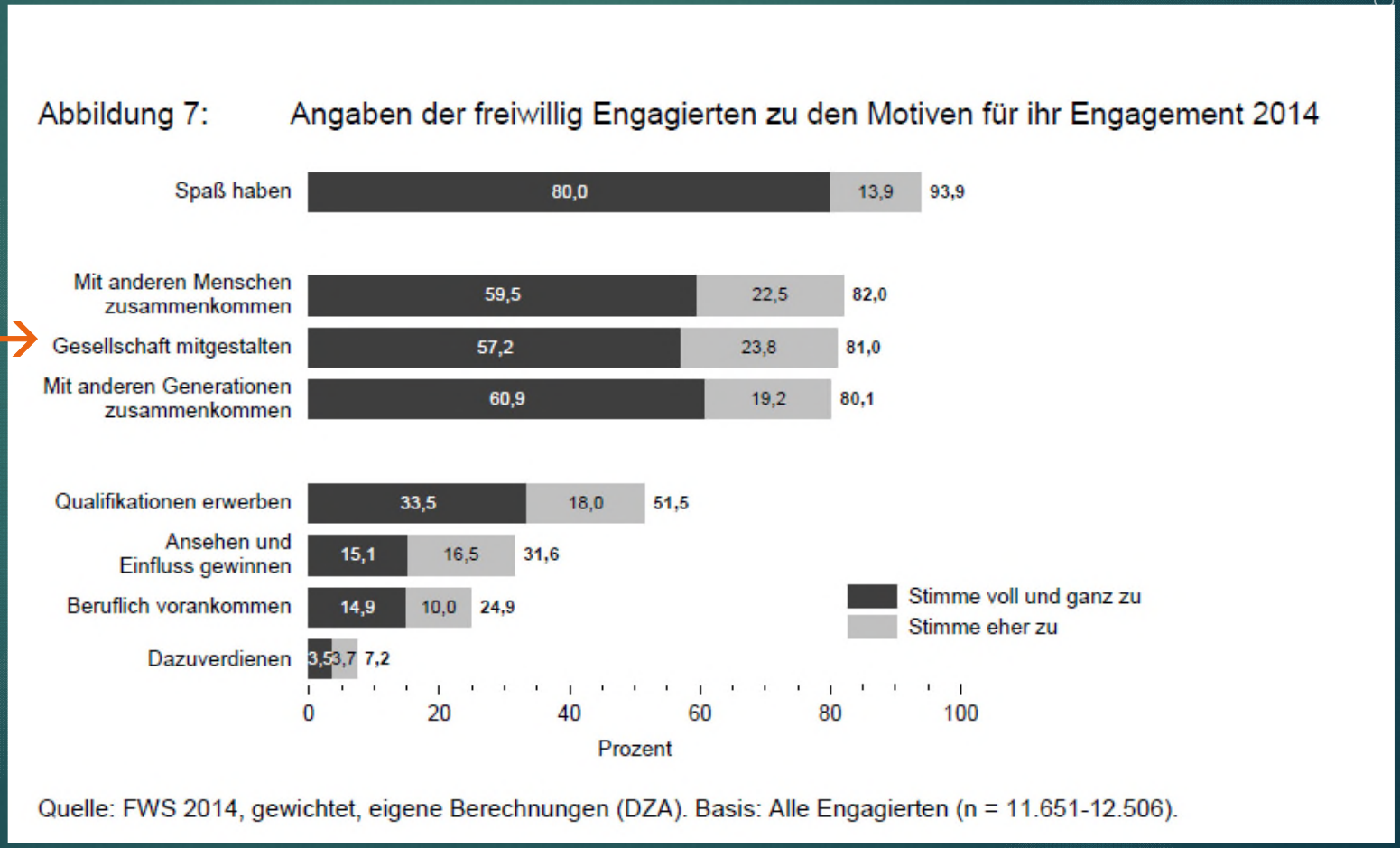
- ✓ demografische Entwicklung
- ✓ Schuldenkrise der öffentlichen Haushalte
- ✓ Migration und Integration
- ✓ Bildung
- ✓ **Einsamkeit**

Diese Ressource hat möglicherweise den Preis, dass sie nur gegen zunehmend höhere Mitsprache zu haben ist.

Das heißt, **die Verwaltung, Politik muss Macht abgeben, um neue kommunale Handlungsspielräume zu gewinnen.**

(Jürgen Kegelmann, Verwaltungswissenschaftler zit. nach Vandamme 2011, S. 269)

Bürgerbeteiligung - Herausforderung und Chance



Soziale Netze und Engagement

- Engagement schafft Soziales Kapital
- Ressourcen, die aus (sozialen) Beziehungsnetzwerken resultieren
- Wirkt sich auf Menschen aus – wirkt sich auf Einsamkeit aus

- Verhindert Einsamkeit

Ermöglichung schaffen - Strukturen gestalten

Engagement fällt nicht vom Himmel, sondern braucht Strukturen, Ressourcen und Förderung – gibt es nicht zum „Nulltarif“

- Rahmenbedingungen für Engagement schaffen
- Infrastruktur stärken
- Zugang zu Engagement und Beteiligung fördern
- Selbstorganisation zulassen
- Angebote schaffen gezielt in Hinsicht von Adressaten – um Einsamkeit zu vermeiden
- Angebote mit Blick auf soziale Einbindung anbieten
- Politische Partizipation etwa Seniorenräte oder Jugendbeteiligung unterstützen – mit Rückwirkung, dass spezifische Themen aufgegriffen werden

Strukturen im politischen Mehrebenensystem

Kommunen sind Knotenpunkte für Engagement und die Förderung

- Gute Rahmenbedingungen für Engagement schaffen (Finanzierung, Personal, Räume)
- Selbstorganisation zulassen
- Selbst Angebote schaffen
- Politische Partizipation zu ermöglichen etwa über Beteiligungsprozesse, Seniorenräte oder Jugendbeteiligung

Länderebene

- Landesstrategien zur Förderung entwickeln und mit Förderung ausstatten
- Operative und strukturelle Ziele vereinbaren
- Engagementpolitik ist zugleich Demokratieförderung und dient dem gesellschaftlichen Zusammenhalt

Bund

- Impulsgeber für Themen, Forschung, Gesetzgebung, Netzwerke (BBE)

Einsamkeit

- Mit Einsamkeit wird ein subjektives Empfinden beschrieben, das als negativ und stressreich angesehen wird.
- Der Begriff der sozialen Isolation geht dagegen mit fehlenden sozialen Kontakten einher. (Körber-Stiftung 2019, S. 2)
- Beide Ausprägungen nehmen zum Ende des Lebens zu.

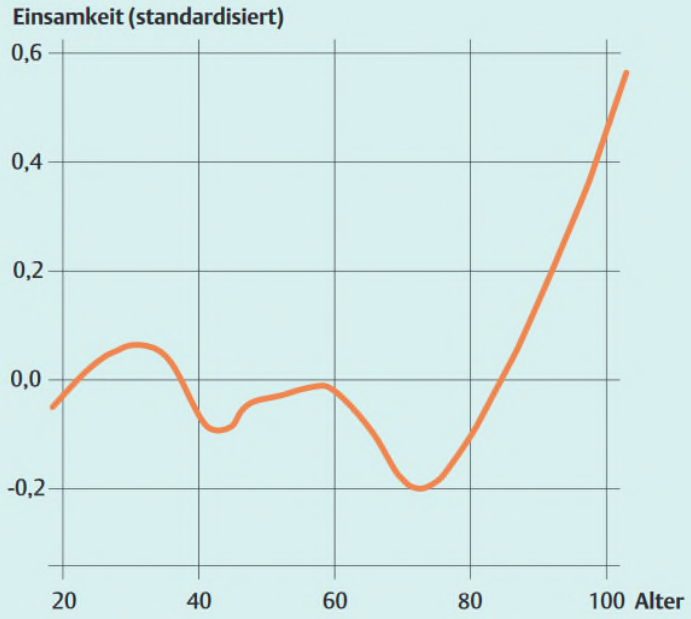
- Generation Babyboomer: ante portas – Lösungen gefragt

Faktoren die Einsamkeit bedingen - Aufgaben daraus ableiten

- Armut sorgt für Einsamkeit
- Krankheit isoliert
- Geringe Bildung ist ein lebenslanger Einsamkeitsfaktor
- Alleinstehende sind eher einsam
- Mangel an sinnvollen Aufgaben macht einsam
- Wer nicht mobil ist, kann nicht teilhaben

Ab 75 nur noch aufwärts

Entwicklung der Einsamkeit über die Lebenszeit, Abweichung von der durchschnittlichen Einsamkeit aller Befragten (= 0,0)



Eine großangelegte Studie mit repräsentativen Daten über alle Altersgruppen hinweg legt nahe, dass Erwachsene in Deutschland im Durchschnitt ungefähr mit 30 und dann wieder mit 60 Jahren leicht erhöhte Phasen der Einsamkeit erleben. Dazwischen nimmt die Einsamkeit wieder ab. Ab dem Erreichen des 75. Lebensjahres steigt sie konstant an und erreicht Höchstwerte. Im Durchschnitt empfanden die Befragten über alle Altersgruppen hinweg selten Einsamkeit.

(Quelle: Luhmann & Hawkley 2016[7])

Digitalisierung

- Laut Digitalindex der Bitkom (2019) sind in Deutschland 12 Millionen Menschen offline, also nicht im digitalen Raum aktiv, davon sind 9 Millionen Menschen über 60 Jahre alt. Obwohl ältere Menschen in höherer Anzahl offline sind, lässt sich die digitale Spaltung nicht nur auf »die Alten« begrenzen.
- **Die digitale Spaltung verläuft zwischen allen Generationen. Große Unterschiede gibt es vor allem in Bezug auf den sozialen Status, Bildung sowie Zugang zu digitaler Technik und Breitbandanschluss.**
- Zwar sind viele jüngere Menschen und zunehmend mehr ältere Menschen digital aktiv sind – doch die digitale Souveränität mit Merkmalen wie der digitalen Kompetenz ist in der Bevölkerung durchschnittlich verteilt. Dem Digital Index von D21 (2020) zufolge liegt der Digitalisierungsgrad bei 58 von 100 Punkten.

Digitalisierung

- Vor allem die Altersgeneration 75+ hat Nachholbedarf, das zeigt sich auch an Bildungsangeboten. Zudem wird auch die Generation 40 bis 60 Jahre häufig vergessen. Angebote zu Digitalisierung innerhalb der Erwachsenenbildung sind begrenzt

- es braucht mehr Aktivitäten im Bereich Bildung und Medienkompetenz.

- Niedrigschwellige (digitale) Erfahrungsorte, die von hauptamtlichen didaktisch fähigen Menschen begleitet werden, können hier unterstützen.

Fazit

- Das Thema Einsamkeit ist aus meiner Perspektive eng mit dem Thema der sozialen Teilhabe und Partizipation verknüpft.

- Wenn an der Stellschraube Engagement/Partizipation angesetzt wird und hier vorbildlich gearbeitet und gefördert wird, dann sind hier Möglichkeiten geschaffen, um der Einsamkeit präventiv zu begegnen bzw. reagieren zu können.

- Engagementförderung zu praktizieren heißt strategisch dafür ausgerüstet zu sein